

D.

Vätererbe aus Berg und Tal im Schlesienerland

Sonderheft
der Altshlesischen Blätter

mit 55 Abbildungen

tom II. Nr 3-4.
1336 rrr.



Indem Freyung
8. 7. 1936

Herausgegeben vom Landesamt für vor-
geschichtliche Denkmalpflege in Breslau

Schriftleiter Dr. Fritz Geschwendt

1 . 9 . 3 . 6

Verlag des Landesamtes für vorgeschichtliche
Denkmalpflege, Breslau 1, Schloß (Westflügel)



Franz
Geschw
Zotz Lo
Ro
Rothert
Se
Boege
Gander

Seite
69
71
75
80
82
86

<i>Petersen Ernst</i> , Die Beziehungen der schlesischen Wandalen zu den Markomannen in Böhmen zu Beginn unserer Zeitrechnung . . .	91
✓ <i>Langenheim Kurt</i> , Die Kastellaneien am schlesischen Gebirgsrande . . .	98
✓ <i>Hellmich Max</i> , Burghügel im Oberrasbachgebiet	103
✓ <i>Probst Rita</i> , Der mittelalterliche Wohnturm zu Boberröhrsdorf bei Hirschberg und seine Wandmalerei	106
<i>Müller Cornelius</i> , Eine Ansicht des Bobertales	112
<i>Meyer-Heißig Erich</i> , Erzeugung und Veredlung des Glases im Hirschberger Kessel	114
<i>Geschwendt Fritz</i> , Der Talsackmarkt in Bad Warmbrunn	120
<i>Sage Gertrud</i> , Sind die Steinkessel im Riesengebirge Opfereessel?	122
Tagung der Süddeutschen Arbeitsgemeinschaft in Hirschberg u. Kauffung	124
Mitteilungen	126
Neufunde: a) Provinz Niederschlesien	127
b) außerhalb Schlesiens	130
<i>Witschel Walter</i> , Kalkwerk Tschirnhaus U. S.	131
Museum des Riesengebirgsvereins zu Hirschberg i. Nsgb.	132

*  *

22802/1

Akt 240 JK/87

Alt-schlesische Blätter

Nachrichtenblatt für schlesische Vor- und Frühgeschichte

Begründet vom Schlesischen Altertumsverein

Herausgeber: Landesamt für Vorgeschichtliche

Denkmalspflege in Breslau · Schriftleiter Dr. Fritz Geschwendt

1936

11. Jahrgang

Nr. 3—4

Höhenfunde

In seiner Abhandlung über die Vorgeschichte des schlesischen Sudetengebietes (Alt-schlesien 1932) hat M. Jahn auf die Schwierigkeit hingewiesen, die sich der Erkenntnis der vorgeschichtlichen Besiedelung eines Gebirgslandes in den Weg stellt. Die Schwierigkeit liegt in erster Reihe in der Fundarmut, die aber häufig nicht ein der Wirklichkeit entsprechendes Besiedelungsbild ist, sondern nur auf ungenügende Bodenforschung zurückgeht. Nach einem alten Vorurteile hält man Gebirgsgegenden von vornherein für vorgeschichtlich unbesiedelt und sucht daher gar nicht erst nach Funden. Ein Musterbeispiel ist der Böhmerwald, den angeblich wegen Urwaldbedeckung der Mensch nicht betreten hat, weshalb man dort nach Funden bis vor etlichen Jahren gar nicht gesucht hat. Kommt in einem höher gelegenen Gebiete zufällig doch einmal ein Fund zutage, so wird er höchstens als Zeugnis für Durchgangsverkehr gewertet. Pittioni hat unlängst (Wiener Präh. Ztschr. 1935, S. 112) mit Recht darauf hingewiesen, daß so manch ein Einzelfund auch in größerer Höhe in Wahrheit ein Siedelungsfund sein wird, und er brachte dafür ein gutes Beispiel aus Niederösterreich.

Eines der Hindernisse, in Höhenfunden regelrechte Siedelungszeugnisse zu erblicken, liegt für viele Forscher zweifellos darin, daß sie sich die vorgeschichtliche Waldbedeckung in übertriebener Weise undurchdringlich und ausgedehnt vorstellen. Ich habe dagegen zuletzt in einem Aufsatz: „Zur vorgeschichtlichen Besiedelung um das Lausitzer Gebirge“ (Zittauer Geschichtsblätter 1935) Stellung genommen. Wenn die Laune des archäologischen Zufalles so böshaft ist, Funde in Gegenden an den Tag zu bringen, die nach üblicher Auffassung wegen Höhenlage oder Urwaldbedeckung oder beidem zusammen unbesiedelt gewesen sein sollen, dann läßt man meist nur Jagd oder Verkehrsbedürfnis, die den Menschen in größere Höhen und über sie geführt haben, als Erklärungsgrund gelten. Durch solche Einseitigkeit der Betrachtung verbaut man sich die Möglichkeit, auch andere Ursachen zu erkennen, die für das Siedelungs- und kulturgeschichtliche Bild eine wertvolle Bereicherung

bedeuten. Viel zu oft übersieht man, daß der vorgeschichtliche Mensch neben Ackerbau auch Weidewirtschaft betrieben hat, wobei man, wie ich in dem erwähnten Zittauer Aufsatz bemerkt habe, vielleicht sogar daran wird denken dürfen, daß Ackerbauer und Weidebauer kulturell beträchtlich verschieden waren. Neuerdings vertritt die Unterscheidung von Acker- und Weidebauern auch Birkner in seiner Urgeschichte Bayerns (1936). Aber selbst wenn der kulturelle Unterschied kein tiefgehender gewesen sein sollte, ist der Gedanke an vorgeschichtliche Weidewirtschaft ein fruchtbarer. Solche Wirtschaft kann die Ursache gewesen sein, daß der Mensch aus den Niederungen zeitweise in größere Höhen zog. Der erste, der diese Möglichkeit erwogen hat, war Wopfner, „Die Besiedelung unserer Hochgebirgstäler“ (Ztschr. d. Deutsch. u. Österr. Alpenvereins 1920). Pittioni, Urzeitliche „Almwirtschaft“ (Mittlgn. d. Geogr. Ges. Wien 74) hat weiteren Stoff in positivem Sinne gedeutet, aber nur in bezug auf die Metallzeiten, während ich in meinem Büchlein „Aus Kärntens urgeschichtlicher Zeit“ (1935) auch die Jungsteinzeit und nicht nur die Alpen in solche Erwägungen einbezogen haben wollte, denn warum sollte der Mensch nicht schon in der Jungsteinzeit und auch außerhalb der Alpen Weidenuzung gekannt haben? In den nördlichen Grenzgebirgen Böhmens reichen jungsteinzeitliche Steinbeilfunde bis in die Höhe von 700 m. Jahn faßt sie ausschließlich als Zeugnisse für Jagd und Verkehr auf, während Geschwendt „Die vorgeschichtlichen Funde des Hirschberger Kessels“ (Mtschlesien 1931) es ablehnt, daß die betreffenden Gegenstände von schweifenden Jägern verloren wurden; er betrachtet sie vielmehr geradezu als Zeugnisse für Dauersiedlung von Ackerbauern. Dabei sieht er sich aber doch genötigt zugeben, daß es der vorgeschichtliche Bauer eigentlich nicht nötig hatte, aus der Niederung in die ungünstigeren Höhenlagen emporzusteigen. Das wird zutreffen, denn Landnot hat es in der Jungsteinzeit anscheinend noch nicht gegeben, wie die vielen trotz günstigen Bodenverhältnissen unbefiedelt gebliebenen Striche in den Niederungen beweisen. Die bereits nicht unbeträchtliche Zahl der Höhenfunde und vielfach auch ihre Art verbieten es, sie als Verlustgegenstände von Jägern oder anderen Durchzüglern aufzufassen. Wenn diese Erklärung nicht standhält und auch kein zwingender Grund vorliegt, Dauersiedlungen der gewöhnlichen Art in größeren Höhen anzunehmen, müssen Höhenfunde anders gedeutet werden.

Ich halte dafür, daß eine plausible Erklärung (sicherlich nicht die einzige oder immer zutreffende) für sie doch in der Weidenuzung liegt. Dem widerspricht auch nicht, wenn unter solchen Funden gelegentlich ein ausgesprochenes Ackerbaugerät auftritt, denn warum sollten nicht auch Weidebauern sich für ihren Saisonbedarf etwas Getreide gezogen haben? Geschwendt gibt an, daß heute Weizen bis 700 m, Gerste bis 800 m und Hafer bis 900 m vorkommen, welche Zahlen sich bei Annahme einer jungsteinzeitlichen Trockenperiode noch erhöhten.

Das hier aufgeworfene Problem ließe sich vielleicht der Lösung näherbringen, wenn man fundführenden Höhen mehr Aufmerksamkeit schenkte und dort Grabungen durchführte, um über das dürftige Bild, das die Einzelfunde bieten, hinaus zu gelangen. Am Ende würde sich dann gar herausstellen, daß es schon in vorgeschichtlicher Zeit so etwas gegeben hat wie die heutigen alpinen Schwaighöfe, Viehhaltungsstellen, die ganzjährig bewohnt waren? Auf keinen Fall befriedigen die bisher üblichen Deutungen, weshalb mit diesen Zeilen auf eine andere Möglichkeit der Lösung des Problems, die noch viel zu wenig Beachtung gefunden hat, hingewiesen sei.

Leonhard Franz

Der vorgeschichtliche Mensch im Boberkaßbachgebirge

Als Alexander von Humboldt an der Wende zum 19. Jahrhundert mit schwerfälliger Reifekutsche die Höhe der Straße von Schönau nach Hirschberg in der Gegend der Kapelle erreichte, ließ er halten; überwältigt von einzigartigem Ausblick in den Hirschberger Kessel bezeichnete er die Aussicht als eins der Weltwunder. Diese Begebenheit war für die Zukunft des lieblichen Boberkaßbachgebirges vorbestimmend; über dem herrlichen Blick nach dem Hochgebirge (S. 77, Abb. 2) vergißt der schlesische Wanderer die schlichte, aber schöne Umgebung, und das das Hochgebirge von der niederschlesischen Heide trennende Boberkaßbachgebirge gehört heute zu den in vollstem Sinne unbekanntesten Teilen des schlesischen Berglandes. Dazu kommt die Verkehrsferne; denn nur Nebenbahnen mit reichlicher Gelegenheit zum Umsteigen und mageren Fahrplänen erschließen das Gebirge. Dazu kommt, daß dem Nicht-Geographen das Bergland als ein sehr unsicherer geographischer Begriff erscheint. Als morphologisches Ganzes zwar wohl umrissen und gegliedert, werden große Teile des Gebirges weder von den Bewohnern noch den Wanderern, noch den Bahnreisenden als richtiges Bergland empfunden und aufgefaßt. Die beste wissenschaftliche Darstellung des ganzen Gebietes verdanken wir Winde in den „Beiträgen zur schlesischen Landeskunde“ (Breslau 1925). Dort finden wir auf trefflichen neuen Karten Bau und Ausdehnung usw. des gesamten Hügellandes vorgelegt. Bei der Frage nach der vorgeschichtlichen Besiedlung müssen wir einen engeren Rahmen wählen, und zwar kann naturgemäß nur das Gelände untersucht werden, das sowohl uns heute als Bergland anspricht und auch dem vorgeschichtlichen Siedler als Bergland erschien; das wird im allgemeinen das Gebiet oberhalb der 300-m-Höhenlinie sein. Der sich in weit geschwungenem Bogen bis Bunzlau hin erstreckende Nordwestteil ist zwar ebenso wie die schlesische Ebene zum Teil auf dem Kartenbilde mit dargestellt, bleibt aber als nur durch eingeschchnittene Täler gegliederte sehr niedrige Ebene unberücksichtigt.

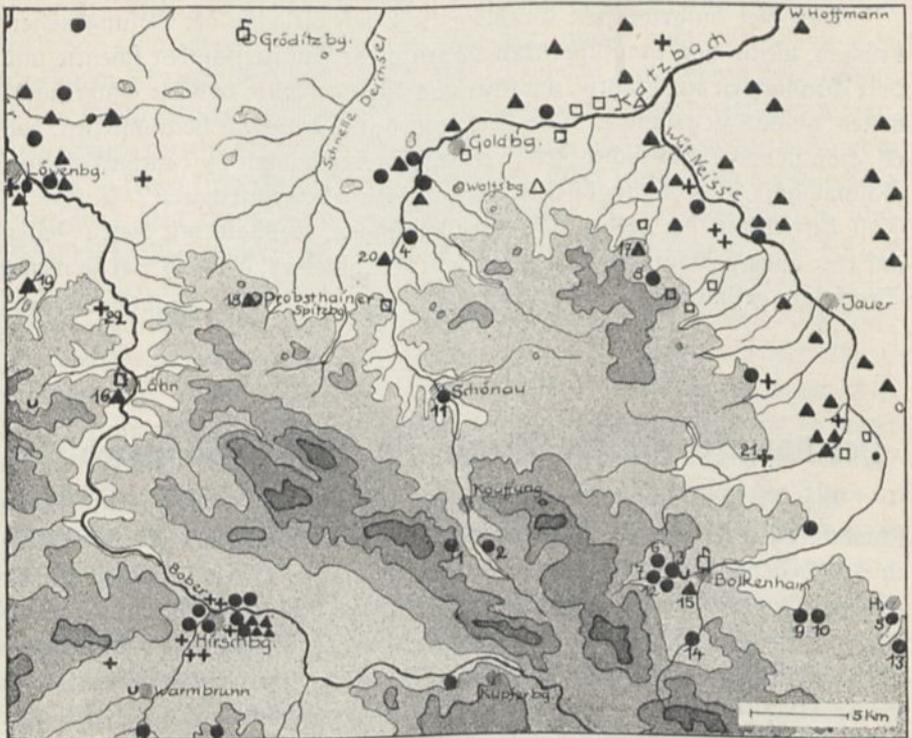


Abb. 1. Die vorgeschichtlichen Fundstellen des Vöberkaßbachgebirges.

● Steinzeit, ▲ Bronze- u. frühe Eisenzeit, + German. Zeit, □ Burgwälle verschied. Zeiten

Die Eigenart des Geländes zog schon den Altsteinzeitler an; die Kalkberge, Ritzelberg und Uhusstein, rechts und links über dem Katzbachtale, boten Höhlen und Schutzdächer zum Obdach und gewährten der Jagd den unschätzbaren Fernblick.

Auch der Mittelsteinzeitler blieb dem Berglande nicht ferne. Obwohl seine Hinterlassenschaft bis jetzt ausschließlich in der Ebene aufgespürt wurde, nähern sich die Fundstellen bei Neukirch Kr. Goldberg-Haynau und Freiburg Kr. Schweidnitz der 300-m-Höhenlinie, bei Wiesau Kr. Bolkenhain steigen sie noch höher.

Merkwürdig wenig scheint unser Bergland vom Jungsteinzeitler aufgesucht worden zu sein; während das „niedere Vöberkaßbachgebirge“ eine dichte Besiedlung in allen Zeitabschnitten aufweist, und damit die Behauptung, daß dieses Gebiet mit seiner ebenen Oberfläche auch dem vorgeschichtlichen Menschen nicht als Gebirge vorkam, bestätigt, ist der über 300 m liegende Teil des Gebirges bis auf die Funde von Schönau, aus dem Mönchswalde, Hohenfriedeberg, Wiesau, Baumgarten, Klein Waltersdorf und Würgsdorf leer von Funden.

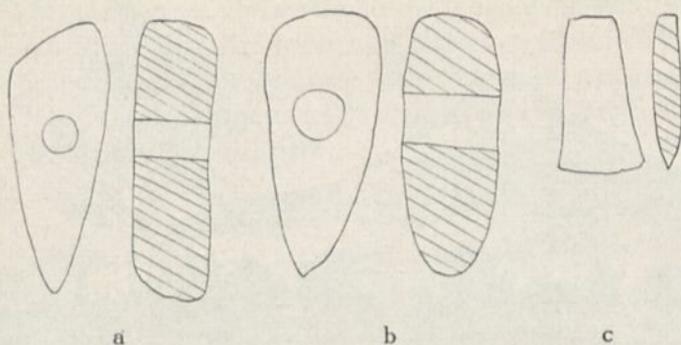


Abb. 2. $\frac{1}{3}$
 a) Schönau, b) Mönchswald, c) Ober Ödrißseiffen

Die Fundstellen der Bronze- und frühen Eisenzeit umrahmen in dichtem Kranze das Bergland. Sie fehlen in unserem eigentlichen Gebiete völlig bis auf die Urnenfunde aus der Umgebung von Lähn, Schmottseiffen, Volkenhain und Neufirch. Dagegen scheint im Mönchswalde die in der Nähe der Blau-
 steine liegende Quelle auch weiterhin verehrt worden zu sein. Bei ihr wurde in der Bronzezeit das bekannte kostbare Schmuckstück, das goldene Stirnband, als Weihgeschenk niedergelegt. Der steile Kegel des Probsthainer Spitzberges,

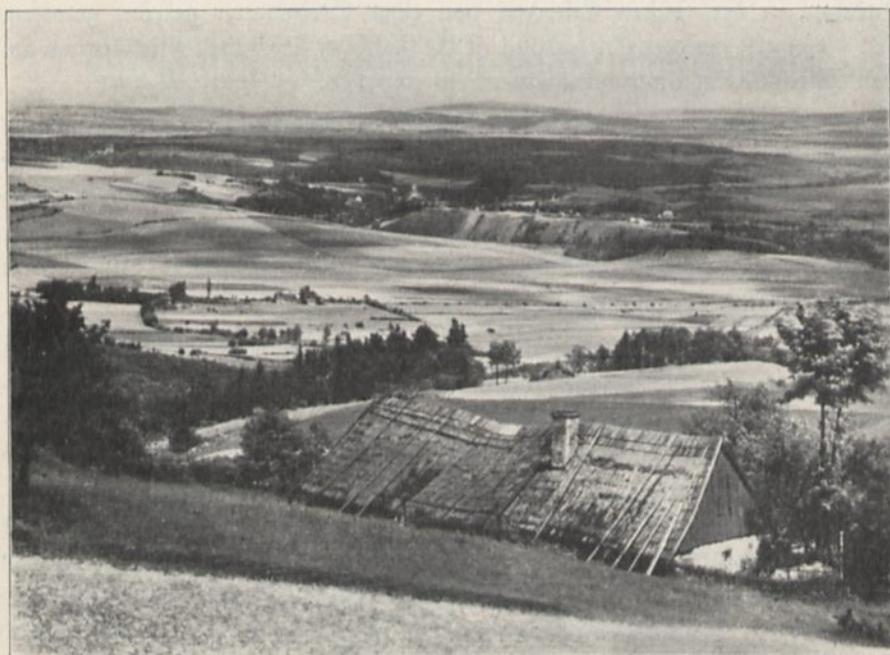


Abb. 3. Blick auf das Fundgelände bei Volkenhain

Aufn. Schumm



Abb. 4. Der Probsthainer Spitzberg. Zeichnung von Blätterbauer, 1895

eine weithin sichtbare Landmarke, ist, wie fast alle übrigen Vorposten der Sudeten, in der frühen Eisenzeit von einer Steinmauer gekrönt gewesen. Mit dieser erst neueren Entdeckung ist die Zahl der illyrischen Fliehburgen am Gebirgsrande um eine wichtige vermehrt worden.

Auch die Germanen sind in unser Gebiet eingedrungen. Die Lanzenspiße von Merzdorf und das Grab von Falkenberg stammen aus burgundischer Zeit. Südlich des Boberkaßbachgebirges scheint eine Verzahnung des burgundischen und wandalischen Siedlungsraumes eingetreten zu sein; in der Gegend von Hirschberg wohnten Wandalen und Burgunden auf engstem Raume friedlich nebeneinander.

Die Karte (Abb. 1) zeigt, wie der höhere Teil des Boberkaßbachgebirges im allgemeinen gering besiedelt wurde, daß das niedere Gebirge und das nordwestliche Vorland außerordentlich dicht bewohnt war. Der Bober als Hauptfluß des Gebirges bildete die Einfallspforte des vorgeschichtlichen Menschen in das „hohe Gebirge“, das Riesengebirge, und in den Hirschberger Kessel. Auch die Kaßbach aufwärts stieg der Mensch in den Mittelteil des Gebirges und der Wütenden Neiße, und den zahlreichen Nebenbächen folgte er bis in die Hefberge. Die Bucht von Volkshain bildete das dritte Einfallstor in unser Gebiet. Die Karte weist auch weiter den Weg, wo Funde gesucht und erwartet werden können. Zwischen der Kaßbach und dem Bober, südlich vom Grödißberge, besonders im Tale der Schnellen Deichsel, werden bei größerer

Aufmerksamkeit unbedingt stärkere Siedlungsspuren auftreten. Wenn unsere Freunde und Mitarbeiter das leider weit verbreitete Vorurteil fallen lassen, nach dem in den schlesischen Gebirgen keine Funde zu erwarten sind, wird auch das Bockeratzbachgebirge nach dem Beispiel anderer Gebirgslandschaften mehr vorgeschichtliche Funde liefern.

Zur Fundkarte:

Altsteinzeit

1. Oberkauffung (Kizelberg) Kr. Goldberg
2. Oberkauffung (Uhuſtein) Kr. Goldberg.

Mittlere Steinzeit

3. Klein Waltersdorf Kr. Jauer
4. Neukirch Kr. Goldberg.

Jüngere Steinzeit

5. Hohenfriedeberg Kr. Jauer
6. Klein Waltersdorf Kr. Jauer
7. Klein Waltersdorf Kr. Jauer.
8. Mönchswald Kr. Jauer
9. Nieder Baumgart Kr. Jauer
10. Nieder Baumgart Kr. Jauer.

11. Schönau Kr. Goldberg
12. Wiefau Kr. Jauer
13. Wiefenberg Kr. Jauer
14. Würgsdorf Kr. Jauer.

Bronze- und frühe Eisenzeit

15. Volkenhain Kr. Jauer
16. Bähn Kr. Löwenberg
17. Mönchswald Kr. Jauer
18. Probsthain Kr. Goldberg
19. Schmottseiffen Kr. Löwenberg
20. Neukirch Kr. Goldberg.

Germanische Zeit

21. Blumenau-Falkenberg Kr. Jauer
22. Märzdorf Kr. Löwenberg.

Die Fundstellen des Hirschberger Kessels und die des Waldenburger Gebirges vgl. „Altſchleſien“ VI 203 f. Fritz Geſchwendt

Die altsteinzeitlichen Fundplätze von Kauffung an der Katzbach

„Bei Kauffung, unweit Jauer,
Der Kizelkircherberg
Zeigt dem Naturbeſchauer
In Höhlen Tropfſteinwerk.“

Joh. Karl Weigang 1792

Die dem „geographiſchen Lied von Schleſien“ entnommene Strophe verkündet uns, daß ſchon im 18. Jahrhundert mehrere Höhlen am Kizelberg bekannt waren. Welche der in dem Lied genannten Höhlen noch heute beſtehen, und welche vom Steinbruchsbetrieb inzwiſchen zerſtört ſind, wiſſen wir nicht. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Kizelberghöhlen ebenſo wie es für andere deutſche Höhlen nachweiſlich der Fall iſt, ſchon im Mittelalter von Mutigen begangen waren. Auch in den Apotheken der alten ſchleſiſchen Stadt Jauer wird man die in den Höhlen gewonnenen Knochen eiſzeitlicher Tiere als das ſo geſchätzte „unicornum foſſile“ der leidenden Menſchheit als Arznei verkauft haben¹⁾. Später, als man an die Heilkraft

¹⁾ Für entſprechende Nachrichten aus dem Beſerkreis wäre der Verfaſſer dankbar.



Ausn. 303

Abb. 1. Blick von der Kirche Wang bei Brückenberg auf die Falkenberge und das Boberlaybachgebirge. Bei der Kreuzung der Pfeile der Kitzelberg

wenig harmloserer Säfte zu glauben begann, wurde zwar nicht mehr von Arzneihändlern, desto mehr aber von Raritäten- und Naturaliensammlern nach eiszeitlichen Knochen gegraben. So ist noch zu Anfang des Jahrhunderts eine Sammlung, die aus dem Kitzelloch zusammengebracht war, wegen der damaligen Verständnislosigkeit der öffentlichen Sammlungen und Museen, die weniger weltfremd als heimatfremd waren, unserem Lande verloren gegangen. Selbst noch in jüngster Zeit wurden Knochen und Höhlenbärenzähne vom Kitzelberg von Unberufenen in alle Winde verstreut. Diese Epoche einer vorwiegend auf praktische Ausbeutung gerichteten Erschließung verwünschen wir um so mehr, als wir triftige Gründe haben anzunehmen, es seien dabei älteste und wichtigste Zeugen des Eiszeitmenschen, ohne überhaupt bemerkt worden zu sein, zerstört worden. Auch das trifft uns insofern schwerer als andere Länder, wo Ähnliches geschah, als wir im gesamten Ostdeutschland keine weiteren, sozusagen noch jungfräulichen Höhlen besitzen, wo wir den Spaten anzusetzen vermöchten. So galt es in Rauffung zu retten, was noch zu retten war, eine um so dringlichere Aufgabe, als der Steinbruchsgroßbetrieb den ganzen Kitzelberg bedroht.

Der Abschnitt der eigentlich wissenschaftlichen Erschließung seiner Höhlen begann 1928, als es dem Heimatforscher Juwelier Wenke aus Hirschberg gelungen war, drei altsteinzeitliche Feuersteingeräte im Lehm eines durch den



Aufn. 304

Abb. 2. Blick von den Felsklippen des Uhusteins über das Raubachtal.
Im Hintergrund der Riesengebirgskamm mit der Schneekoppe

Steinbruchsbetrieb zerstörten, natürlichen Gewölbes zu finden. Später haben sich dann besonders die Herren Direktor Witschel und Buchhalter Braatz vom Kalkwerk Tschirnhaus in Kauffung, sowie der Altmeister unserer schlesischen Burgwallforschung, Herr Vermessungsrat Hellmich, um die Erforschung verdient gemacht. Die planmäßige Erschließung begann jedoch erst mit den 1935 vom Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege eingeleiteten Grabungen, die vom Kalkwerk Tschirnhaus in großzügiger Weise gefördert wurden.

Ebenso wie den Aufforderungen anderer Schriftleiter komme ich auch dem Wunsche meines Amtsgenossen Dr. Geschwendt, an dieser Stelle etwas über die in Kauffung erzielten Ergebnisse bekanntzugeben, nur mit gemischten Gefühlen nach. Die Forschungen sind noch lange nicht abgeschlossen, sondern wir stehen mitten darin, wenn nicht sogar erst in ihrem Anfang. Darf man da von Ergebnissen reden, zumal das Ziel, nämlich in einer der Höhlen, eine unberührte eiszeitliche Kulturschicht zu finden, bis dahin nicht erreicht wurde? Im Frühling 1935 wurden Teile der Witschelhöhle (Abb. 3), im Herbst die Hellmichhöhle (Abb. 3) vollständig untersucht. Hier wurde, was vor allem not tat, ein genauer Aufriß (Profil) der verschiedenen eiszeitlichen Schichten aufgenommen. Gibt dieser Aufriß geologisch auch die Möglichkeit mehrerer Deutungen, so ist für die Urgeschichte als sicheres Ergebnis zu werten: im

hintersten Teil der Höhle hat sich unter mächtigen Kalksinterschichten eine Behmbank erhalten, die künstlich zerschlagene, z. T. bearbeitete und nicht abgerollte Höhlenbärenknochen enthielt. Im mittleren und vorderen Teil der Hellmichhöhle dagegen ist diese Schicht verschwemmt und alle Knochen sind mehr oder weniger stark abgerollt. Wenige, sehr urtümliche Werkzeuge aus ortsfremdem Quarzit bestätigen aber eindeutig die einstige Anwesenheit eiszeitlicher Höhlenbärenjäger. In der sehr großen, domartigen Witschelhöhle fand sich auf einem großen Gesteinsblock der large Rest eines ehemaligen Wohnbodens mit Holzkohlereften, ein Höhlenbärenunterkiefer, eine kleine Feuersteinklinge sowie Abspilse aus Bandjaspis. Am Fuße dieses „Wohnblocks“ wurden mehrere Bärenklauen, wenige andere, teilweise gebrannte Höhlenbärenknochen und eine größere Klinge aus Bandjaspis gefunden. Auch in der Witschelhöhle ist also menschliche Besiedlung während der Eiszeit nachgewiesen.

Auf etwa derselben Höhe wie die beiden genannten Höhlen, im Gegensatz zu ihnen aber an der Südseite des Kitzelberges, liegt das altbekannte Kitzelloch oder die Kitzelhöhle. Sicherlich war sie zur Besiedlung am besten geeignet, ist aber auch seit Jahrzehnten, ja wahrscheinlich seit Jahrhunderten immer wieder von wilden Buddlern nach sintflutlichen Knochen durchwühlt worden. Dem Kitzelloch gelten vorwiegend die Untersuchungen dieses Jahres, die anlässlich der Tagung der Ostdeutschen Arbeitsgemeinschaft und des Schlesiſchen Altertumsvereins im Mai 1936 besichtigt werden sollen.

Wie aus der geologischen Karte (Abb. 3) ersichtlich ist, werden auch die bei Oberkauffung die Ostwand des Raabachtals bildenden Kuppen des Mühlbergs, Uhusteins und Krähensteins aus paläozoischen Kalken aufgebaut. Sowohl am Mühlberg wie am Krähenstein, besonders aber am Uhustein, bilden diese Kalle senkrecht zum Tal hin einfallende Felsklippen. Wer sie ersteigt, dem bietet sich eine Fernsicht von gewaltigem Eindruck. Den westlichen Horizont beschließt die hohe Wand des Riesengebirgskammes (Abb. 2). Davor ahnt man den weiträumigen, seit der Jungsteinzeit besiedelten Hirschberger Talkessel. Mehrere, leicht gangbare Pässe verbinden ihn mit dem zu unseren Füßen liegenden Raabachtal, das seinerseits die natürliche Verbindung zum Odertal und damit zu unbegrenzten östlichen Weiten bildet. Es gibt nur wenige Gebiete in Deutschland, die den Zusammenhang zwischen Landschaft und altsteinzeitlicher Begehung deutlicher kundtun. In den Felswänden befinden sich einige Spalten, Felschuhdächer und Grotten, die geeignet erscheinen, altsteinzeitliche Wohnböden zu bergen. Eine in einer Spalte am Krähenstein gefundene Feuersteinklinge beweist, daß nicht nur der Kitzelberg vom Eiszeitmenschen begangen war. Von den Klippen des Uhusteins mag er Aussicht gehalten haben, ob eine feindliche Horde oder eine Wildherde vom Hirschberger Kessel her sich näherte, während drüben, aus den Felslöchern des Kitzelbergs eine Rauchsäule in die glasklare Luft stieg. Dort verschmausten

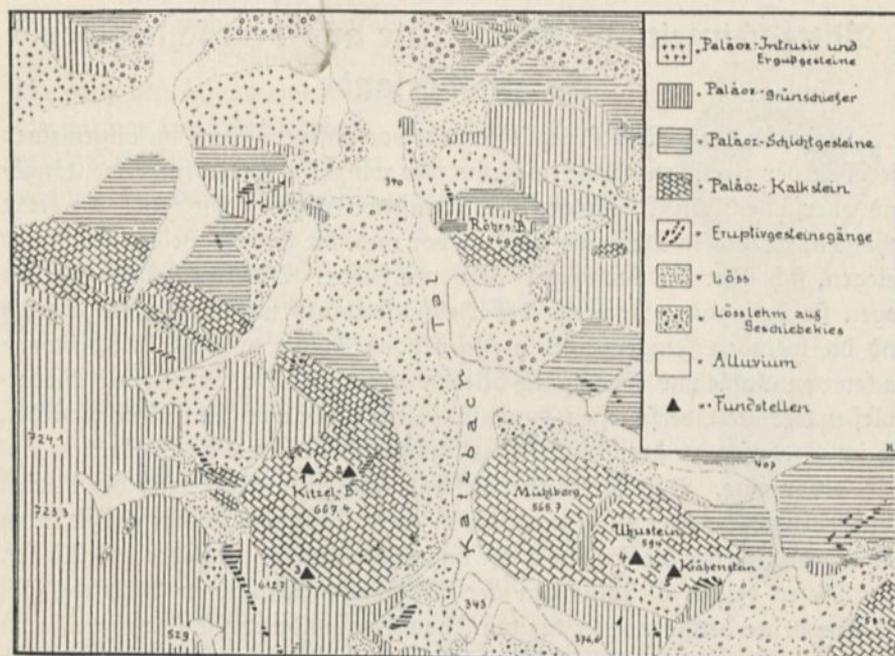


Abb. 3. Geologische Karte der Umgebung von Kauffung (umgezeichnet nach Zimmermann von W. Hoffmann). 1 = Witschelhöhle, 2 = Hellmichhöhle, 3 = Kitzelhöhle, 4 = Eibenlöcher, 5 = Felsnischen am Krähenstein. 1 : 50 000

seine Gefährten einen erlegten Höhlenbären. Auch in den Eibenlöchern am Uhusstein wurde 1935 gegraben, ohne daß ein bedeutender Erfolg erzielt worden wäre.

Welcher Kulturgruppe sind die Kauffunger Funde einzuordnen? Im weiteren Sinne sind sie der urtümlichen Höhlenbärenjägerkultur von der Art Wildkirchli, Velden usw. zuzurechnen. Woher kamen diese Leute? Aus Mähren. Dort ist es den eingehenden Forschungen Professor Absolons in Brünn gelungen, Fundgruppen, die der unsrigen völlig entsprechen, dem Primitiv- oder Uraurignacien zuzuweisen. Im südöstlichen Mitteleuropa vertritt diese Stufe das westeuropäische Moustérien und gehört in den Beginn der Weichseleiszeit. Die hier mit allem Vorbehalt wiedergegebene Datierung der Kitzelbergfunde findet eine weitere Stütze im Vergleich der Kauffunger Steingeräte mit solchen aus Oberschlesien, wo durch Herrn Lindner in Ratibor ein Uraurignacien von mährischem Gepräge neben anderen altsteinzeitlichen Kulturstufen auf typologischem Wege erkannt werden konnte. Auch die Frage, ob die Höhlenbärenjäger von Kauffung Neandertaler waren, dürfen wir nunmehr mit einiger Vorsicht beantworten. Die Träger des Uraurignacien gehörten der dem Neandertaler verwandten Brünnrasse an. Seit ihrem Auftreten sind mehrere Jahrzehntausende, möglicherweise ein Jahrhunderttausend vergangen.

Bothar F. 303

Mittelsteinzeitliche Großgeräte aus dem schlesischen Gebirgsvorlande

Beim Worte „Mittelsteinzeit“ erseht vor unserem Auge im allgemeinen die Welt der zierlichen Kleinstingeräte, der winzigen Harpunenzähne, längs- und querschneidigen Pfeilspitzen und kleinsten Kraxer. Wir sehen die leicht erhöhten, waldlosen Dünenwohnplätze vor uns, die am Rande des Flußtales gelegen, sich über die sumpfigen Wiesen erheben. Bis vor einigen Jahren zogen sie das ganze Interesse des Heimatfreundes und Sammlers auf sich und die wenigen Zeugen einer großgerätigen Kultur, wie die Hirschgeweihhacken von Sahle und Mondschütz blieben vereinzelt. Da wurden aus Niederschlesien wie aus Oberschlesien Fundplätze einer grobgerätigen Kultur gemeldet, die im Gegensatz zu der Dünenkultur schwere Böden, wie Gieschiebelehm und Löß bevorzugte. Aus ihrem Geräteschatz sind an erster Stelle die kleinen Kernbeile und Spalter zu nennen, die in einer Hirschhornzwinge gefaßt, nutzbar wurden, ferner die Fülle der oft ungefügten Kraxer, Schaber und Messer.

Diesen beiden Gestaltungen der Mittelsteinzeitkultur in Schlesien läßt sich eine dritte beifügen, von der wir schon die Funde von Sahle und Mondschütz genannt haben. Es handelt sich bei dieser Gruppe um Großgeräte, die meistens als Einzelfunde zutage gekommen, in ihrem Verhältnis zu den beiden anderen Gruppen zumindest auf schlesischem Boden nicht zu erfassen sind. Die 4 Leitformen dieser Gruppe sind: die Geweihhaxt oder -hacke, die Geröllhaxe, die Geröllkeule und das Walzenbeil. Das Kennzeichen für die Steingeräte ist ihre Herstellung aus einem Geröll, das in passender Form aus den Flußschottern gesucht, durch geringe Bearbeitung in die gewünschte Gestalt gebracht wurde.

Auch aus den schlesischen Vorbergen des Riesengebirges können wir zwei der oben genannten Gerätformen vorlegen.

In Klein Waltersdorf Kreis Jauer wurde beim Pflügen auf einem bergig gelegenen Ackerstück, nicht weit vom Flußbett der Neiße entfernt, eine Geröllkeule gefunden (Abb. 1). Sie ist von rundlicher, im Querschnitt ovaler Gestalt bei 9,5 cm größtem Durchmesser und besteht aus einem von Natur glatt geschliffenen Quarzit, einem für die Geröllkeulen immer wieder verwendeten Werkstoff. Die Durchlochung ist sanduhrförmig, d. h. von Ober- und Unterseite konisch in den Stein hineingeführt. Das eigentliche Loch ist verhältnismäßig klein, nur etwa 2 cm breit, während die obere Öffnung 4 cm beträgt. Das Stück wird in der Volkoburg aufbewahrt.



Abb. 1. Geröllkeule aus
Klein Waltersdorf. $\frac{1}{3}$

In dem zweiten Gerät aus Neukirch Kreis Schönau (Abb. 2) im Boberkasbachgebirge liegt uns eine Geröllhaxe vor. Sie wurde schon im Jahre 1929 durch v. Richtshofen veröffentlicht und seither mehrfach

abgebildet. Auch sie ist auf einem Acker gefunden worden, den die Schulkinder nach Steinen ablasen. Die Haue besteht aus einem wohl dioritischen Gestein mit starkem Hornblendegehalt. Das lange walzenförmige Hackenende verbreitert sich an der Durchlochung, biegt dann rechtwinklig um und läuft in einen kurzen stumpfen Nacken aus. Die Durchlochung ist wieder sanduhrförmig und trägt oben und unten 4 und 3 cm, in der Mitte nur 2 cm. Um sie herum läßt sich eine leichte Abplattung bemerken, im übrigen aber zeigt das Stück die natürliche, durch Verwitterung leicht gerauhte Oberfläche des Gerölls.

Suchen wir zunächst innerhalb unseres schlesischen Gebietes nach Vergleichsstücken, so finden wir für die Geröllkeule eine ganze Reihe von Belegen. Raschke machte 1927 bei der Besprechung einer Geröllkeule aus dem Friedländischen auf zwei schlesische Stücke aus Bobile Kr. Suhrau, und Kesselsdorf Kr. Militisch aufmerksam. Inzwischen hat sich die Zahl vielfach vermehrt, doch sind allen Stücken die oben genannten Merkmale: rundlich-ovale flache Form des Quarzitzerölls und sanduhrförmige Durchbohrung gemeinsam. Die Vollbohrung war noch nicht bekannt, das Loch wurde deshalb mit einem anderen harten Stein in mühevoller Arbeit eingepickt. Dabei ergibt sich die sanduhrförmige Gestalt ganz von selbst. Als Schäftung benützte man einen Holzstab, der nicht in seiner ganzen Länge so dünn sein brauchte, wie das Loch eng ist, sondern sich aus einem dicken Stab nach oben zu verjüngte.

An Vergleichen für die Geröllhaue bietet Schlesien bis jetzt nur eine, ebenfalls schon in das Schrifttum eingegangene sichere Parallele aus Rothenau Kr. Lüben. Nicht ermittelt ist der Fundort eines zweiten zerbrochenen Gerätes aus dem Museum Sörlitz. Das Hauptverbreitungsgebiet des Gerätes liegt westlich im Freistaat und in der Provinz Sachsen und in Thüringen. Dort wurden die „Spitzhauen vom vogtländischen Typ“ vielfach gesammelt und gaben Anlaß, über Verwendung, Herkunft, Alter und Weiterentwicklung Untersuchungen anzustellen. Viele der Stücke zeigen eine ungeschärfte, nahezu stumpfe Schneide, so daß sie kaum als einfache Hack- oder Haugeräte benutzt sein dürften, sondern wahrscheinlich eher als Waffen, als Streitäxte dienten. Anregung zu ihrer Gestaltung mögen die durchlochten Ren- und Hirschgeweihhacken gegeben haben, die der Mensch seit den frühesten Zeiten der Mittelsteinzeit herzustellen vermochte. Auch die Altsteinzeit verstand sich ja, wie die „Kommandostäbe“ beweisen, schon auf die Durchlochung von Geweihen.

Die Altersfrage wird durch die Gestaltung der Geräte geklärt. Schliff war nicht bekannt, die glatte Oberfläche ist, wo sie nicht von der Natur in der

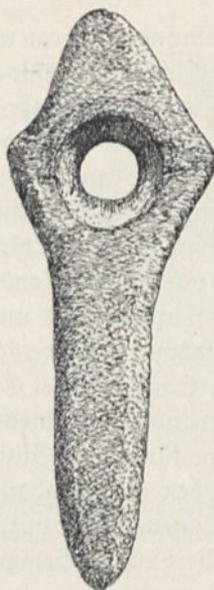


Abb. 2. $\frac{1}{3}$
Hacke aus Neufirch.
Nach Altischlesien IV S. 304

gewünschten Form vorlag, durch Schlagen oder Picken hergestellt worden. Die Art der Durchlochung aber kommt auch in den ältesten jungsteinzeitlichen Kulturen nicht mehr vor, wenn man von dem primitiven Geräteschatz der finnischen Wohnplätze absteht. Wir können die Spitzhauen wie die Geröllkeulen also nur in die Mittelsteinzeit einordnen. Bestätigt wird unsere Annahme durch das Auftreten von Geröllgeräten mit sanduhrförmiger Durchlochung in den anchlusszeitlichen Kulturen der mittleren Steinzeit des Nordens. Eine Geröllkeule fand sich in Maglemose, eine Spitzhau stammt aus dem Vehm des Tapesmeeres und wird damit vor die Vitorinazeit datiert. Eine andere Spitzhau kam wenig über dem anchlusszeitlichen grobgerätigen Fundplatz von Sandarna bei Söteborg in Schweden zutage, der durch die enge Formverwandtschaft seines Geräteschatzes mit dem der schlesischen Grobgerätee-Fundplätze für unsere Mittelsteinzeitforschung von großer Bedeutung ist. Tritt im Norden die Spitzhau wie die Geröllkeule im Zusammenhang mit der grobgerätigen Kultur auf, so dürfen wir auch die schlesischen Grobgeräte mit dieser in Verbindung bringen.

Während die Form der Geröllkeule mit der einsetzenden Jungsteinzeit zu erlöschen scheint und erst in den bronzezeitlichen Keulenköpfen eine späte Nachfolge findet, scheint die Spitzhau vom vogtländischen Typ an der Herausbildung der schnurkeramischen Streitaxt maßgeblichen Anteil zu haben, zumal sich ihr deutsches Verbreitungsgebiet mit dem der ältesten Schnurkeramik deckt. Voll- und Hohlbohrung und Facettenschliff machten sie zu dem vollkommenen Gerät der Jungsteinzeit.

Mancherlei wichtige Schlüsse lassen sich aus den beiden Fundstücken der schlesischen Vorberge ziehen. Einmal verraten sie uns, daß schon der mittelsteinzeitliche Jäger bewandert war auf den Pfaden des Gebirges, daß er das Wild bis in die entferntesten Schlupfwinkel verfolgte. Zum andern deuten sie uns durch ihre enge Verwandtschaft mit dem Norden an, aus welcher Richtung die mittelsteinzeitliche Kultur, die mit Kernbeil und Spalter die Wurzel der jungsteinzeitlichen Kultur in sich trug, ihren Weg nach Schlesien nahm.

Siebetraut Rothert

Zur Verbreitung der schlesischen Kupfergroßgeräte

Die eigenartige Verbreitung von Kupfergroßgeräten in Europa und ihre so stark unterschiedene mengenmäßige und formenkundliche Einteilung hat schon früh zu den allgemeinen Schlüssen über die Herkunftsländer und Einfuhrwege geführt, die noch heute gültig sind¹⁾. Den Anteil, den Schlesien an dieser Verbreitung besitzt, hat Seger nach allen Richtungen so dargelegt²⁾, daß auch heute noch keine nennenswerten neuen Erkenntnisse vorliegen; alle inzwischen verzeichneten Funde stützen die Segerschen Darlegungen aufs

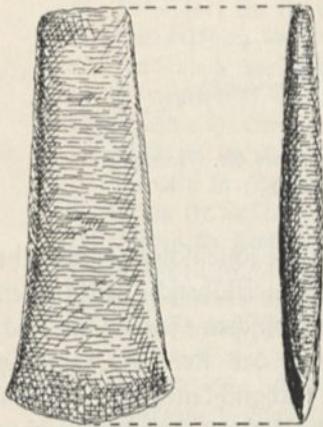


Abb. 1

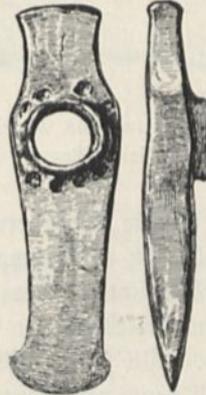


Abb. 2

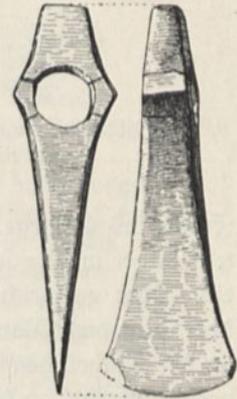


Abb. 3

Abb. 1. Kupferbeil aus Sichtenwalde Kr. Oppeln, nach „Aus Oberschlesiens Urzeit“ S. 8, Abb. 30.
 Abb. 2. Kupferhache aus Groß Zauche Kr. Trebnitz. Abb. 3. Kupferaxt aus Dittwitz Kr. Strehlen.
 Abb. 2 und 3 nach „Mertins Wegweiser“ Abb. 51 und 52

beste³⁾. An dieser Stelle soll eine Kartendarstellung diese Ergebnisse erläutern (Abb. 15).

Die Karte zeigt eine überaus starke Zusammenballung der Funde in den Kreisen Frankenstein, Reichenbach, Strehlen und dem südlichen Teil der Kreise Breslau und Ohlau. Von dort tritt nach den nördlicher gelegenen Kreisen eine allmähliche Zerstreung ein, doch lassen sich in dieser Auflockerung der Fundverbreitung zwei deutliche Linien erkennen. Die eine führt über Groß Tinz Kr. Liegnitz (7), Zedlitz Kr. Sülzen (20), Krehlaue Kr. Wohlau (10) und Slogau (5) nach den Fundorten der Provinz Posen (siehe die Fundkarte Kostrzewoßitz a. a. O.), die andere verläuft über Wirtwitz Kr. Breslau (19), Breslau-Pilsnitz (2), Breslau-Scheitniger Park (3) und Groß Zauche Kr. Trebnitz (8) gerade nach Norden.

Abseits und zum mittel- und niederschlesischen Fundgebiet augenscheinlich ohne Beziehung liegen die oberschlesischen Fundplätze. Ihre geringe Zahl läßt es gewagt erscheinen, auch hier eine Linie zu sehen. Wenn man eine solche annehmen will: Krasillau (22), Bladen (21), beide Kr. Leobschütz⁴⁾ und Sichtenwalde (Przyschoz-Volkö) Kr. Oppeln (24), so bleibt doch der Fundort Groß Strehlitz (23) abseits liegen.

Diese auffällige Verteilung der kupfernen Großgeräte in Schlesien – außerhalb der dargestellten Orte sind in Schlesien Funde nicht gemacht worden – erhält ihren Sinn erst durch eine Beziehung auf die entsprechende Fundverbreitung in Böhmen und Mähren⁵⁾, die, abgesehen von einer Zusammenballung am Südrande der Karte, im Vergleich zur Anordnung der Funde in Schlesien gleichmäßig genannt werden kann⁶⁾. Ein Unterschied besteht außerdem durch das stärkere Vordringen der böhmischen und mährischen

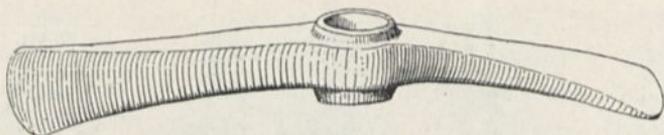


Abb. 14. Kupferne Kreuzhaue aus Alt Altmannsdorf Kr. Frankenstein.
Nach Schlesiens Vorzeit N. F. V Abb. 1

Funde ins Gebirge. Die stärkste Annäherung an die schlesischen Fundplätze tritt dabei im Bezirk Königgrätz in Böhmen und bei Mährisch-Weißkirchen ein. Ihm entspricht die Ausrichtung der mittelschlesischen Fundplätze nach dem Paß von Wartha und die Lage der Fundorte des Kreises Leobschütz an der Mährischen Pforte. Wir sehen also zwei Möglichkeiten der Einfuhr nach Schlesien an den noch heute verkehrstechnisch überaus wichtigen tiefsten Einschnitten der Westsudeten. Besonders fällt dabei auf, daß die doch durch den Verkehr leichter zu bewältigende Mährische Pforte augenscheinlich weniger benutzt worden ist, als die nach Mittelschlesien führenden Pässe von Nachod und Wartha. Das bisher völlige Fehlen von Funden nördlich der genannten ober-schlesischen Fundplätze macht den Schluß wahrscheinlich, daß die Mährische Pforte nur zur Deckung des Bedarfs in Oberschlesien und vielleicht auch Galizien benutzt worden ist, während Mittelschlesien Einfuhrgebiet und Durchgangsland zu gleicher Zeit darstellt.

Anmerkungen.

- 1) Much, die Kupferzeit in Europa.
- 2) Seger, Schlef. Vorzeit N. F. V S. 1 f. und in Bd. V der Oläzer Heimatkunde S. 5.
- 3) Eine Verbreitungskarte der ostdeutschen und polnischen Kupfergeräte gibt Kostrzewski in Eberts Reallexikon Bd. IX Taf. 188. Sie kann für Schlesien keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen.
- 4) Freundliche Mitteilung Dr. Kuchenbuchs, Ratibor.
- 5) Ein umfangreiches Fundverzeichnis gibt Schneider in den Mitteilungen der k. k. Zentral-Commission 1903 S. 1 ff. mit einer eingehenden Erörterung der möglichen Handelswege.
- 6) Das Kartenzeichen für Bergbau beruht auf Mutmaßungen. Ob bei Boskowitz (26) und Jedovnic (29) Kupfererze vorkommen, konnte ich nicht ermitteln; doch wurde hier je ein Kupferhammer gefunden, wie er in einem Stück aus dem vorgeschichtlichen Kupferbergwerk vom Mitterberg bei Bischofshofen vorliegt (Much a. a. O. S. 42 Abb. 39).

Verzeichnis der Fundorte:

- | | |
|--------------------------------------|--|
| 1. Alt Altmannsdorf Kr. Frankenstein | 7. Groß Tinz Kr. Diegnitz |
| 2. Breslau-Pilsnitz | 8. Groß Zauche Kr. Trebnitz |
| 3. Breslau-Scheitniger Park | 9. Jordansmühl Kr. Reichenbach |
| 4. Frömsdorf Kr. Frankenstein | 10. Krehlaue Kr. Wohlau |
| 5. Ologau Kr. Ologau | 11. Nieder Kunzendorf Kr. Frankenstein |
| 6. Groß Tinz Kr. Breslau | 12. Ottwitz Kr. Strehlen |

- | | |
|---|--|
| 13. Rudelsdorf Kr. Reichenbach | 29. Jedovnic b. Blansko |
| 14. Rummelsberg Kr. Strehlen | 30. Kojatky Bez. Wischau |
| 15. Ruskowitz Kr. Reichenbach | 31. Kotojedy Bez. Kremsier |
| 16. Schmitzdorf Kr. Strehlen ⁷⁾ | 32. Křepice Bez. Aussig |
| 17. Strehlen Kr. Strehlen | 33. Krinec Bez. Nymburg |
| 18. Weisdorf Kr. Ohlau | 34. Lhota ostrožská Bez. Ung. Hradisch |
| 19. Wirtwitz Kr. Breslau | 35. Mährisch-Weißkirchen |
| 20. Zedlitz Kr. Lützen | 36. Ober Serecke b. Leitomischl |
| 21. Vladen Kr. Leobschütz | 37. Ostroh Bez. Ung. Hradisch |
| 22. Kraszillau Kr. Leobschütz | 38. Otaslavice Bez. Proßnitz |
| 23. Groß Strehlitz Kr. Groß Strehlitz | 39. Plumlov Bez. Proßnitz |
| 24. Eichtenwalde (Przyschoz-Volk)
Kr. Oppeln | 40. Píluhy Bez. Kremsier |
| 25. Bissa Kr. Bissa, Provinz Posen | 41. Rošnice Bez. Königgrätz |
| 26. Boskovic b. Blansko | 42. Rositz b. Brünn |
| 27. Dobelitz b. Mährisch-Kromau | 43. Roudnice Bez. Königgrätz |
| 28. Dobra voda b. Hořic | 44. Senohraby a. d. Oslava |
| | 45. Ustí Bez. Schönberg |

Werner Voege

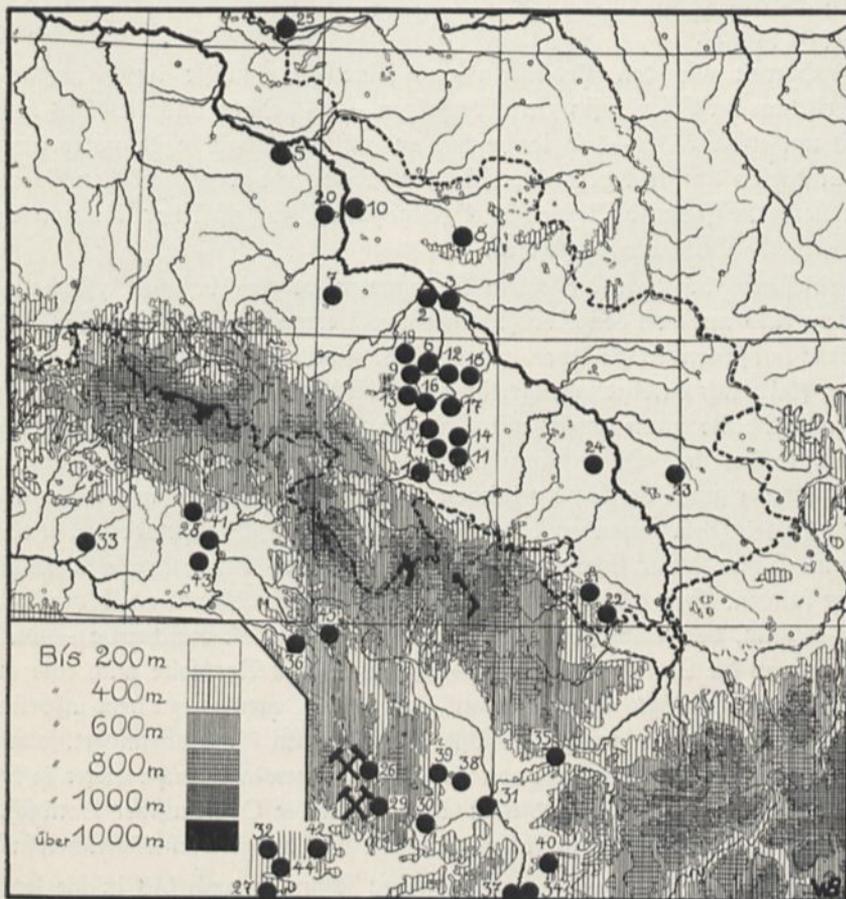


Abb. 15. Die Kupfer-Großgeräte in Schlesien, Nord-Böhmen und Mähren

Das Rätsel des Totensteins in der Oberlausitz

Westlich von Sörlitz, im Königshainer Waldgebirge versteckt, ragt als ein wuchtiges Gebilde der Urzeit der „Totenstein“. Daß er für alle Zeiten in seiner zerklüfteten Massigkeit erhalten bleibt, obwohl in bedenklicher Nähe alltäglich die Bohrmaschinen rattern und Sprengschußfolgen trommelfeuerartig den hellen Tag zerreißen, dafür sorgen seine Besitzer, die Oberlausitzer Landstände. Das von ihnen erlassene Schutzgesetz hält alle Zerstörung und Vernichtung vom Totenstein fern. Wie groß aber früher einmal die Gefahr auch für diesen Felsen drohte, erkennt man an den nur wenige Schritte abgelegenen, jetzt zum Glück aufgegebenen Steinbrüchen. Mutter Natur hat in den letzten dreißig Jahren die Wunden geheilt, hat die Bruchhalden mit Buschwerk überwuchert und aus den gewaltigen öden Böchern teils still verträumte Waldseen, teils Wasserflächen, von amphitheatralischer Großartigkeit umrahmt, werden lassen. So kann sich der Naturfreund wieder versöhnen lassen, wenn er in Andacht zum Totenstein als einer heiligen Stätte der Vorzeit pilgert.

Soweit wir den Totenstein und seine Geheimnisse im heimatlichen Schrifttum der Oberlausitz zurückverfolgen — es gelingt uns dies bis in die Zeit um etwa 1680 —, so lange hat er auf empfängliche Gemüter immer einen starken Eindruck gemacht. Künstler haben seine abenteuerlichen Formen mit dem Griffel und Radierstichel festgehalten, Schriftsteller die von ihm ausgehende Stimmung gepriesen.

Ursprünglich war die einem Dachgarten vergleichbare Oberfläche des Totensteins nur von der Nordseite her durch einen steilen Anstieg längs der senkrecht abfallenden Felswand zugänglich. Später, vielleicht seit dem Mittelalter, füllte sich eine ganz enge, in nord-südlicher Richtung das Hauptmassiv teilende Spalte immer mehr mit Erdreich und Granitbrocken aller Größen von oben her an. So entstand ein neuer Zugang, auf dem man von der Südseite her zur Oberfläche gelangen konnte. Unsere Annahme, dieser Weg sei schon seit Jahrtausenden benutzt worden, ist hinfällig geworden, seitdem wir im Schutt dieser Spalte spät-slawische Scherben bis in große Tiefe hinunter fanden. Seit etwa 1840, als der damalige Gutsbesitzer von Königshain, von Heynitz, den Totenstein an Friedrich Wilhelm IV. verschenkte — dieser gab ihn an die Landstände weiter —, führt an der Nordseite auch eine aus Granitplatten gefügte Treppe hinauf, jedoch im Gegensatz zu dem ursprünglichen Aufstieg in Richtung West-Ost. Wie schon im 18. Jahrhundert, so wird auch heute noch die Hochfläche von Ausflüglern gern aufgesucht, bietet sie doch von Abend über Mitternacht nach Morgen in die Oberlausitzer Landschaft hinaus einen Ausblick, der in seiner erhabenen Großartigkeit seinesgleichen sucht.

Nun aber ist es, wie vor 150 Jahren schon, so auch bis in die letzten Jahre hinein bei den Ausflüglern üblich gewesen, mit Spazierstöcken und

Der Todtenstein



BEOBACHTUNGEN ÜBER DAS GEBIRGE BEY KOENIGSHAIN.

Abb. 1. Der Totenstein

A. Zwigg fec.

anderen zweifelhaften Hilfsmitteln im geringen Erdreich der Hochfläche und in den damit ausgefüllten Spalten herumzuwühlen, um Altertümer hervorzuscharren. Seit der Zeit Carl v. Schachmanns, des genialen vielseitigen Besitzers von Königshain, der im Jahre 1780 sein schönes Buch über das Gebirge herausgab, trieb man es so. v. Schachmann selbst machte eine rühmliche Ausnahme, denn er ging mit wissenschaftlichem Forschungsseifer an

die Arbeit und nicht mit der inneren Einstellung eines Schatzgräbers oder Neugierigen. Er stellte genaue Beobachtungen an und schrieb die Ergebnisse auf. So kam er zu dem Schluß, der Totenstein müsse eine vorgeschichtliche Kultstätte, ein heidnisches Heiligtum gewesen sein. Derselben Ansicht sind wir auch heute noch, ja, erst recht, nachdem wir die gesamte Oberfläche eingehend untersucht haben, nur mit dem Unterschied, daß wir die Zeichen und Erscheinungen der Vergangenheit besser deuten können. Die Veranlassung zur Grabung war das leider immer wieder zu beobachtende sinnlose Herumbuddeln Unberufener. Deshalb begannen wir im Jahre 1930 mit der planmäßigen Untersuchung. Vom städtischen Vermessungsamt Sörlitz wurde zunächst eine Aufnahme der Hochfläche durchgeführt. Wir unterschieden die vier Teile des Totensteins als West-, Mittel-, Ost- und Nordgruppe und begannen mit der Untersuchung der Westgruppe. Diese und die Ostgruppe wurde 1930 erledigt. Es folgte eine fünfjährige Pause, und im Sommer 1935 kam die Mittelgruppe an die Reihe. Schon 1930 hatte ich auf der höchsten Felsplatte der Mittelgruppe, die die Treppenstufen trägt, Näpfschen entdeckt, künstlich ausgepöckte, fünfmarkstückgroße Schälchen im harten Granit.

Solche Näpfschen oder Schälchen kennt man aus ganz Europa an vorgeschichtlichen Opfersteinen. Sie sind in der Vorzeit ebenso hergestellt und zur Aufnahme von Opfergaben benutzt worden, wie in christlicher Zeit. Noch heute kommt es in Schweden vor, daß Bauernfrauen Butter in solche künstliche Vertiefungen streichen, um damit einen uralten Opferbrauch zu wiederholen. So zeigen nun die Schälchen auf dem Totenstein seine Bedeutung als Kultstätte an. Hierzu treten Bestattungen — Urnen mit den Resten eingäschelter Vorzeitmenschen — in den Spalten und Höhlungen des Felsens. Ja, die eine Schlucht im Inneren der Ostgruppe führt sogar von altersher den Namen „Totenkammer“. Schon im vorigen Jahrhundert entnahm man dieser versteckten Spalte Urnen. Einige von ihnen stehen noch heute im Vorgeschichtsmuseum im Sörlitzer Kaisertrutz. Unsere Grabungen haben leider die merkwürdige Sitte der „Felspaltengräber“, wie ich sie nennen möchte, bis jetzt nicht aufs neue belegen lassen. Aber die alten Nachrichten sind so eindeutig, daß daran nicht zu zweifeln ist. Ja, vor 11 Jahren ist es Königshainer Schuljungen noch einmal gelungen, solche Urnengräber in einer schwer zugänglichen Spalte zu finden. Sie nahmen sie mit und — zerschlugen sie auf den Schienen der Bahnstrecke beim Dorfe! Jugendlichler Unverstand zerstörte damit vielleicht die letzte Möglichkeit, eine in ganz Ostdeutschland einzigartige Grabstätte der Vorzeit genauer kennen zu lernen.

Stellen wir nun die Frage nach dem Alter dieser Bestattungen im Totenstein, so sind die erwähnten Urnen im Kaisertrutz heranzuziehen. Sie stammen aus der mittleren und aus der jüngeren Bronzezeit. Auch die frühe Eisenzeit ist noch vertreten. In Jahreszahlen ausgedrückt heißt das: aus der Zeit um 1400 bis um 500 v. Chr. etwa. Das ist zugleich die Zeit, in

welcher die sog. „Saussitzer Kultur“ in Ostdeutschland blühte; eine Kultur, deren Träger mit größter Wahrscheinlichkeit als indogermanische Illyrier anzusehen sind.

Die Hauptmasse der Funde bei unseren Grabungen gehört in die jüngste Bronzezeit (1000—750 v. Chr.). Es sind viele Zentner Scherben von uns geborgen worden; waren doch die dünnen Erdschichten auf der Hochfläche ganz damit durchsetzt. In der jüngsten Bronzezeit ist, nach dem Befunde zu urteilen, der Totenstein also besonders aufgesucht worden. Zu welchem Zweck nun aber die großen Scherbenmengen auf dem Totenstein? Das ist eines der ungelösten Rätsel. Sind es die Reste von Bestattungen auf der Hochfläche? Sind es Geschirrabfälle dort oben Wohnender? Oder hat man in den zahllosen Gefäßen den Geistern der Verstorbenen geopfert, die in den dunklen Felspalten bestattet waren? Hat man die Opfergaben frei hingestellt und vom Wetter und Zahn der Zeit zerstören lassen?

Wenn es Bestattungsreste waren, hätte Leichenbrand in entsprechender Menge gefunden werden müssen. Er wurde allerdings beobachtet, aber in so geringem Ausmaße, daß es scheint, als stamme er von der Ausleerung der Urnen, die von den Buddlern der vergangenen Jahrhunderte in aller Ruhe auf der Plattform vorgenommen wurde, nachdem sie die Bestattungen mühselig aus den Spalten herausgeholt hatten. Jedenfalls steht der von uns gefundene Leichenbrand in keinem Verhältnis zu der großen Zahl der Gefäßreste. Abfälle der Lebenden? Diese Frage ist nicht von der Hand zu weisen, zumal wir im Sommer 1935 gerade auf der Mittelgruppe Reste von Gebäuden, nämlich zahlreich Hüttenlehm mit Holzabdrücken und Pfostenlöcher fanden. Der schwer ersteigbare Fels bot zudem eine große Sicherheit für den, der sich die lustige Höhe zum Wohnsitz erwählte. Die Wohnfrage kann also nicht ohne weiteres abgelehnt werden. —

Und doch scheint das religiöse Moment in vorderster Linie zu stehen und der nüchternen Ausdeutung der Befunde auf der Hochfläche als Wohnplatzreste zu widersprechen. Daß nämlich die Lebenden und die Toten in so enger, alltäglicher Verbindung stehen, wurde bei der Saussitzer Kultur bisher noch nicht beobachtet. Man kennt keine Siedelungen in unmittelbarer Nachbarschaft mit den gleichzeitigen Friedhöfen. Ich möchte deshalb viel eher annehmen, daß die Gefäßmassen, unter denen besonders zahlreich die schlesischen großen, flachen, tablettartigen Tonteller mit Tupfen und Fingernageleindrücken auffallen, tatsächlich Opfergefäße sind, die mit Totenspeise gefüllt und belegt — etwa am Jahrestage der Verstorbenen — dort oben aufgestellt wurden. Der die Schälchen tragende Opferstein in der Mitte weist besonders auf



Abb. 2. Früheisenzeitliches Gefäß vom Totenstein

Totenkult hin. Auch die westlich anschließende große Platte hat einige Schälchen. Über einem Steinzeitgrabe in Schleswig-Holstein sah ich ebenfalls einen Näpfschenstein, der gewiß zum Ahnenkult benutzt worden war. Die Baulichkeiten aber könnten dann als Reste eines Heiligtums gedeutet werden, da sie dicht bei dem Schälchenstein vorkamen. Selbstverständlich wird diese Ausdeutung von mir nur als ein Versuch vorgenommen, die Rätsel des Totensteins zu lösen. Vielleicht sind wir von der Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse noch sehr weit entfernt. Erst wenn auch die nächste Umgebung des Felsens genau untersucht ist, wird man klarer sehen. So könnten deutliche Anzeichen von Wohnresten am Nordwestfusse zu der Ausdeutung der Hauspuren auf der Hochfläche als Profanbauten zurückführen. Große zeitliche Unterschiede könnten ursprünglich Verschiedenes, nämlich Tote und Lebende, scheinbar zusammengebracht haben; d. h. an der Stelle, wo einstmals ein Opferkult ausgeübt wurde, können später Schutzsuchende Zuflucht gefunden haben. So etwa in der frühen Eisenzeit, als Ostdeutschland von Völkerstürmen erschüttert wurde, und die letzten Träger der illyrischen Lausitzer Kultur ihr Land in Verteidigungszustand versetzten (vgl. die Burgen auf der Landeskrone, in Niederneundorf bei Rothenburg und Podrosche bei Priebus).

Streifen wir zum Schluß noch die Geschichte des Totensteins in altwendischer Zeit, so türmen sich auch da wieder die Rätsel. Die Funde sagen, daß in spätslawischer Zeit (1000–1200 n. Chr.) und zwar anscheinend sehr spät, nämlich im 12. Jahrhundert noch, Menschen den Totenstein aufsuchten. Wir fanden Gefäßreste, z. B. Töpfe mit Bodenstempelverzierungen, Waffen und etwas Schmuck. Die Ostgruppe aber lieferte sogar Reste eines kleinen Gebäudes. Im 12. Jahrhundert begann das Deutschtum in der Oberlausitz immer stärker Fuß zu fassen, setzte doch bald nach 1200 schon die Gründung der Sechsstädte ein. Damit verbreitete sich das Christentum. Die spätslawischen Funde auf dem Totenstein muten deshalb eher als Belege einer heidnischen letzten Zuflucht an. Wenn wir nun noch hören, daß im benachbarten Böhmen damals slawische Felsenverehrung geübt wurde, daß ein Lampengefäß auf dem Totenstein in Halbmond- oder Schiffsgestalt von E. v. Schachmann gefunden wurde, dessen einziges Gegenstück im Lande der slawischen Urheimat (am mittleren Dnjepr) im historischen Museum zu Kiew steht und daß schließlich der Volksbrauch des „Todaustreibens“, ein Fruchtbarkeitszauber der Königshainer Bevölkerung, noch um 1700 auf dem Totenstein bei Fackellicht abgehalten wurde, so scheint auch in spätslawischer Zeit der Totenstein eher eine Kultstätte als ein gewöhnlicher Aufenthalt gewesen zu sein. Daß über 1000 Jahre zwischen beiden Kulturen, der Lausitzer und der spätslawischen liegen, braucht dabei nicht zu stören. Die Germanen haben den Totenstein eben nicht aufgesucht. Es gibt nur ein Ollied aus der Zwischenzeit, nämlich eine silberne keltische Münze, geprägt nach klassischem Vorbild, nach einer Tetradrachme König Philipps von Makedonien, aus der Zeit um 300 v. Chr.

Dieser Fund ist wieder ein „Rätsel“ des Totenstein. Oder steckt die Lösung ganz einfach darin, daß E. v. Schachmann, der als großer Münzsammler und Kenner auch solche Stücke aus Makedonien besaß (vgl. seinen Katalog), sie beim Graben auf dem Totenstein aus der Westentasche verlor?? —

Jedenfalls gibt es für das Kaisertrugmuseum am Totenstein noch viel zu erarbeiten und zu erforschen.

Otto-Friedrich Sandert

Die Beziehungen der schlesischen Wandalen zu den Markomannen in Böhmen zu Beginn unserer Zeitrechnung

Etwa zur gleichen Zeit, als im Westen Deutschlands zur Abwehr des römischen Vordringens über den Rhein Armin der Cherusker einen Bund germanischer Völker begründete, der im Jahre 9 n. Zw. Varus und sein Römerheer vernichtete und in den folgenden Jahren mit wechselndem Erfolge gegen die Heere des Tiberius und Germanikus kämpfte, schuf im Osten der Markomanne Marbod aus allerdings anderen und im wesentlichen eigensüchtigen Gründen einen anderen germanischen Stammesverband, der unter Führung der swebischen Markomannen stand und seinen Schwerpunkt in Böhmen, dem damaligen Siedlungsraum dieses Volkes, hatte. Nachrichten des Plinius und Strabo belehren uns darüber, daß auch die in Mähren und der westlichen Slowakei ansässigen Quaden, wie nördlich des böhmisch-sächsischen Randgebirges die Semnonen, und sogar die Langobarden an der unteren Elbe damals die Oberhoheit Marbods anerkannten. Aber auch ostgermanische Stammeesteile hatte dieser vom Privatmanne zum Gewaltherrscher aufgestiegene Fürst seinem Reiche einverleibt, unter ihnen Teile der Wandalen. Die so geknüpften Beziehungen zwischen Markomannen und Wandalen müssen auch Marbods Sturz im Jahre 19 n. Zw. noch geraume Zeit überdauert haben, wissen wir doch aus späteren schriftlichen Quellen, daß sich auch an dem großen Kriege der Markomannen und Quaden gegen den Kaiser Marcus Aurelius (166—180 n. Zw.) Wandalen beteiligt haben, wahrscheinlich unter dem Druck der durch die Ausbreitung der Goten und Gepiden ausgelösten Bewegung unter den ostgermanischen Völkern, die dann zur Übersiedlung eines Teils der Wandalen nach Nordungarn geführt hat.

Da wir die Hinterlassenschaft der Markomannen und der Wandalen für die in Rede stehende Zeit recht genau kennen, lag es nahe, daß schon seit langem versucht worden ist, den geschichtlich bezeugten Zusammenhang zwischen beiden Völkern auch am Denkmälerbestande zu zeigen. In der Tat sind die Kulturbeziehungen zwischen Markomannen und Wandalen von der Zeitwende an immer klarer nachzuweisen, woran die verschiedene Herkunft beider — die Markomannen stammen ursprünglich aus dem mittleren Norddeutschland, die



Abb. 1. Bronzene „kräftig profilierte“ Fibel aus Dobřichov (Böhmen).

Nach Pič, Urnengräber Böhmens, Taf. 77, 24. $\frac{2}{3}$

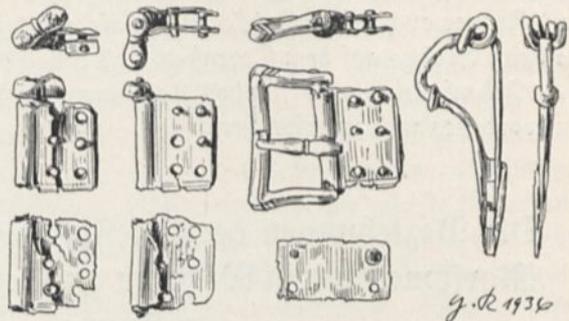


Abb. 2. Schnalle, Beschläge und Fibel aus einem silingischen Korpergrab von Sottwitz Kr. Ohlau. $\frac{1}{2}$

Wandalen dagegen aus Nordjutland – und die Zugehörigkeit der Markomannen zu den Westgermanen, der Wandalen zu den Ostgermanen nichts ändern. Überhaupt wird dem Kenner des germanischen Altertums auf Grund der ständig fortschreitenden Forschung immer deutlicher, daß zwar die Ende des vorigen Jahrhunderts von Gustaf Kossinna mit feherischem Scharfblick erkannten Unterschiede in der Hinterlassenschaft der West- und Ostgermanen im großen und ganzen immer noch zur Trennung dieser beiden großen germanischen Volkergruppen berechtigen, daß aber trotzdem Ost- und Westgermanen während der germanischen Frühgeschichte mehrmals gemeinsame Sache gemacht haben und offenbar trotz vieler kultureller Verschiedenheiten sich einer starken Gemeinsamkeit bewußt gewesen sind.

Bei den schlesischen Wandalen tritt der Einfluß der markomannischen Besittung schon in den Jahrzehnten um die Zeitwende deutlich in Erscheinung. Wir erkennen ihn vornehmlich an unseren Grabfunden aus dieser Zeit. Pflegen die Markomannen damals neben der vorherrschenden Sitte der Brandbestattung in Urnengrabern ihre Toten teilweise auch unverbrannt beizusetzen, so wiederholt sich diese Erscheinung in Mittelschlesien, wo wir zahlreiche Friedhöfe mit gemischter Bestattungsform vorfinden. Allerdings gehen die Körpergräber dieser Zeit in Böhmen und Schlesien wohl am ehesten auf Anregungen der keltischen Bojer zurück, die ja diesseits und jenseits der Sudeten sich unter die germanische Oberhoheit hatten beugen müssen. Einen gemeinsamen Zug aber bildet wohl die Armut an Waffen in Mittelschlesien und Böhmen, die im Gegensatz zu der sonst bei den Wandalen üblichen reichlichen Waffenausstattung von Mannergrabern steht. Viel schlagender sind jedoch die Übereinstimmungen in einzelnen Fundgruppen beiderseits des Gebirgswalls. Hatten die Markomannen in Böhmen aus spatkeltsichen Vorbildern bestimmte Fibelformen der Eherukerzeit (1. Jahrh. n. Zw.) geschaffen, so gaben sie diese vornehmlich

nach Mittelschlesien weiter. Den Beweis liefert die Gegenüberstellung von frühen Fibeln aus Böhmen und Schlesien, nämlich von „Zweiknopffibeln“, „kräftig profilierten“ Fibeln (Abb. 1 u. 2) und „Augenfibeln“ (Abb. 3 u. 4), die keinerlei Unterschiede untereinander erkennen lassen. Aber wir wissen ja, daß manche dieser Fibeln auch anderwärts im germanischen Raum gebräuchlich waren und brauchen diesen Hinweis noch nicht als besonders beweiskräftig anzusehen. Auffallender ist schon, wenn wir uns zwei bronzene Gewandnadeln (Abb. 5 u. 6) betrachten, die einander sehr ähnlich sind, sonst aber bei den Wandalen so gut wie unbekannt blieben; oder auch das Vorkommen von bronzernen Schnallen mit überlangem Bügel und Dorn (Abb. 7 u. 8) gibt zu denken. Vielleicht ist es kein Zufall, daß auf dem niederschlesischen Wandalenfriedhof von Noszow Kr. Ologau solche Schnallen schon in Eisen und in etwas veränderter Gestalt erscheinen; so weit reichte der markomannische Einfluß in seiner vollen Stärke wohl nicht mehr. Aus Mittelschlesien liegen fernerhin Endbeschlüge von Trinkhörnern vor (Abb. 9 u. 10), die in gleicher Form aus Böhmen (Abb. 11 u. 12) bekannt sind, und auch Beschlagteile der zum Trinkhorn gehörenden Kette kennen wir aus Böhmen und Mittelschlesien in völlig gleicher Gestalt (Abb. 13 u. 14). Ebenso zeigen kleine bronzene Riemen-

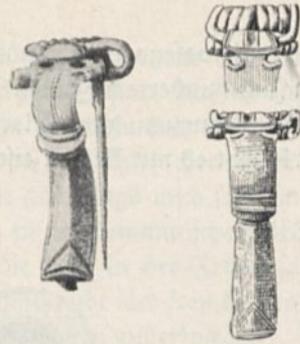


Abb. 3 u. 4. Markomannische und wandalische „Augen“-Fibel aus Tuzlat in Böhmen und Ober Tschirna Kr. Suhrau (nach Pic Taf. 60, 21 und Schles. Vorzeit N. F. VIII S. 25). $\frac{1}{2}$

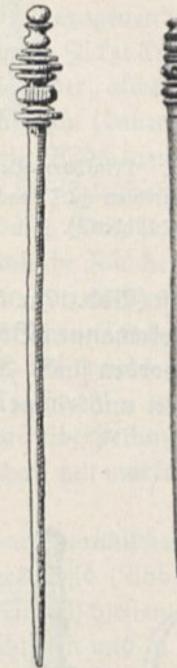


Abb. 5 u. 6. Bronzene Gewandnadeln aus Breslau-Cosel u. Broudkov in Böhmen (nach Mannus-Bibl. 22 S. 81 Abb. 6 und Pic Taf. 63, 15). 5 in $\frac{2}{3}$, 6 in $\frac{1}{2}$



Abb. 7 u. 8. Bronzeschnallen aus Opperau Kr. Breslau und Obristwoi in Böhmen (nach Mittelschlesien IV 208 und Pic, Taf. 57, 2). 7 in $\frac{1}{2}$, 8 in $\frac{1}{3}$

zungen mit vasenartigen Endknöpfen (Abb. 15), die in Gräbern der beiden ersten Jahrhunderte n. Z. in Neudorf Kr. Breslau zutage kamen, unverkennbare Beziehungen zum Markomannenreich in Böhmen (Abb. 16). Nicht anders steht es mit kleinen eisernen Messern, deren Griffangel in einen Tier-

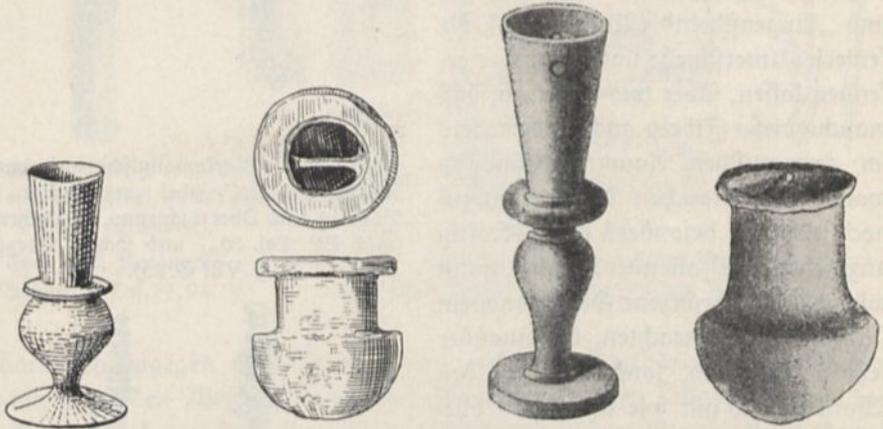


Abb. 9 u. 10. Trinkhorn-Beschläge aus Reifau Kr. Strehlen (3. T. nach Mannus-Vibl. 22 S. 82 Abb. 13). 9 in $\frac{2}{3}$, 10 in $\frac{1}{1}$

Abb. 11 u. 12. Trinkhorn-Beschläge aus Gliw und Herrndorf in Böhmen (nach Pič Taf. 55, 19b u. 56, 3). 11 in $\frac{2}{3}$, 12 in $\frac{1}{1}$

kopf ausläuft (Abb. 17 u. 18), oder mit Gewandnadeln aus Knochen, die häufig bei den Markomannen Böhmens, selten dagegen bei den schlesischen Wandalen gebraucht worden sind. Endlich sei auf eine Bronzeschnalle mit eingeschwungenem Bügel und einige bronzene Gürtelteile mit kleinen kugligen Ansätzen

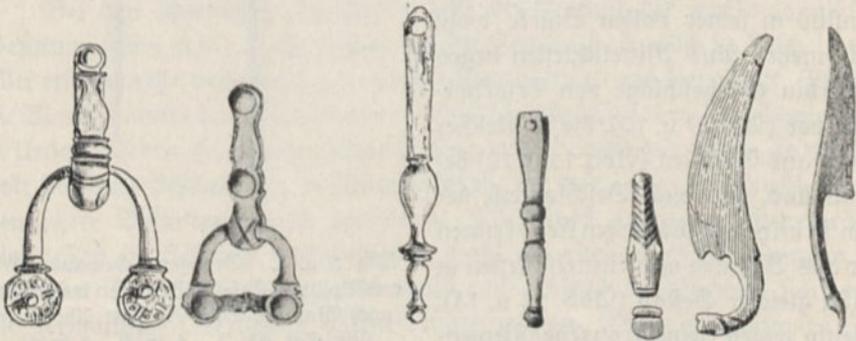


Abb. 13 u. 14. Teile der Trinkhorn-Kette aus Neudorf Kr. Breslau und Dobřichov in Böhmen (3. T. nach Pič Taf. 66, 10).

13 in $\frac{1}{1}$, 14 in $\frac{2}{3}$

Abb. 15 u. 16. Riemenzungen aus Neudorf Kr. Breslau und Dobřichov in Böhmen (3. T. nach Pič Taf. 65, 18).

15 in $\frac{1}{1}$, 16 in $\frac{2}{3}$

Abb. 17 u. 18. Eisenmesserchen aus Nošwitz Kr. Ologau und Dobřichov in Böhmen (nach Tackenberg, Wandalen in Niederschlesien Taf. 26, 7, und Pič Taf. 73, 17).

17 in $\frac{1}{2}$, 18 in $\frac{1}{3}$

(Abb. 2) verwiesen, die einem mittelschlesischen Wandalengrab entstammen, mehrfach aber wieder aus Markomannengräbern bekannt sind. Auf der anderen Seite aber möchte man glauben, daß manche Schildbuckel, Schildfesseln, Lanzenspitzen und anderes Gerät aus Eisen von den schlesischen Wandalen nach Böhmen gebracht sei, wo solche Stücke, die allerdings auch sonst in dem gleichzeitigen germanischen Fundstoff auftreten, in markomannischen Gräbern lagen. Und wie steht es mit der Irdenware, die doch in der Frühgeschichte besonders klar die einzelnen Stammesgebiete umschreibt und fremde Einflüsse auf die Hinterlassenschaft eines Volkes am schlagendsten widerspiegelt? Nun, auch hier finden wir die volle Bestätigung der bisherigen Erkenntnisse. Der Hauptunterschied zwischen den Kulturen der Ostgermanen und der elbgermanischen Sweben, zu denen die Markomannen gehört haben, bildet die Verzierung der beiderseitigen Tongefäße. Die Ostgermanen verwenden um die Zeitwende und darüber hinaus vornehmlich den „gezogenen“ (in Linien eingeritzten) Mäander, während bei den Elbgermanen Zickzackmuster, senkrecht zum Boden laufende Zierbänder und der Mäander, alles aber durch ein Rollrädchen in den weichen Ton gedrückt, vorherrscht (daher „Rädchenverzierung!“). Tongefäße und Reste von solchen mit Rädchenzier sind nun mehrfach in Schlesien gefunden worden, und zwar auf Friedhöfen und Ansiedlungen von der Zeitwende bis zur Zeit um 200 n. Zw., ja sogar noch darüber hinaus. Eigentlich markomannisch-elbgermanische Rädchenzier durfte allerdings nur bis in das 2. Jahrh. n. Zw. hinein anzunehmen sein, die späteren Muster stammen sicher schon von wandalischen Töpferinnen, die sich mit dem fremden Gerät vertraut gemacht hatten. Besonders schöne schlesische Gefäße mit Rädchenzier liegen aus Reisau Kr. Strehlen und Nositz Kr. Slogau (Abb. 20 u. 21) vor und zeigen durch Gegenüberstellung mit einem böhmischen Gefäß (Abb. 22) ihre engste Verwandtschaft mit markomannischer Irdenware.

Fragen wir uns nun, wie sich der Einfluß der markomannischen Besittung auf Schlesien verteilt, so ergibt sich ein eigenartiges Bild (Abb. 19). Die stärksten Beziehungen zu Böhmen weist demnach Mittelschlesien, und zwar der Gau der Silingen auf, während nach Niederschlesien und in die frühere Provinz Posen, sowie nach Polen westlich des Weichselbogens nur Ausstrahlungen des markomannischen Einflusses gehen. Allerdings sind gerade diese Ausläufer markomannischer Besittung besonders bedeutsam, weil sie Verbindungsglieder zur ostgermanischen Kultur Pommerns und des früheren Westpreußens bilden, die vornehmlich von den Goten und Gepiden geschaffen ist und in starker Abhängigkeit von den Markomannen Böhmens steht.

Schlesien spielt also in den Kulturbeziehungen der ostgermanischen Völker mit den Markomannen eine sehr bedeutsame Rolle, die sich auch aus der Verteilung ostdeutsch-polnischer Grabfunde mit reichen Beigaben römischen Bronzegefäßes ergibt. Auch dieses Bronzegefäß muß, wie man seit langem weiß,

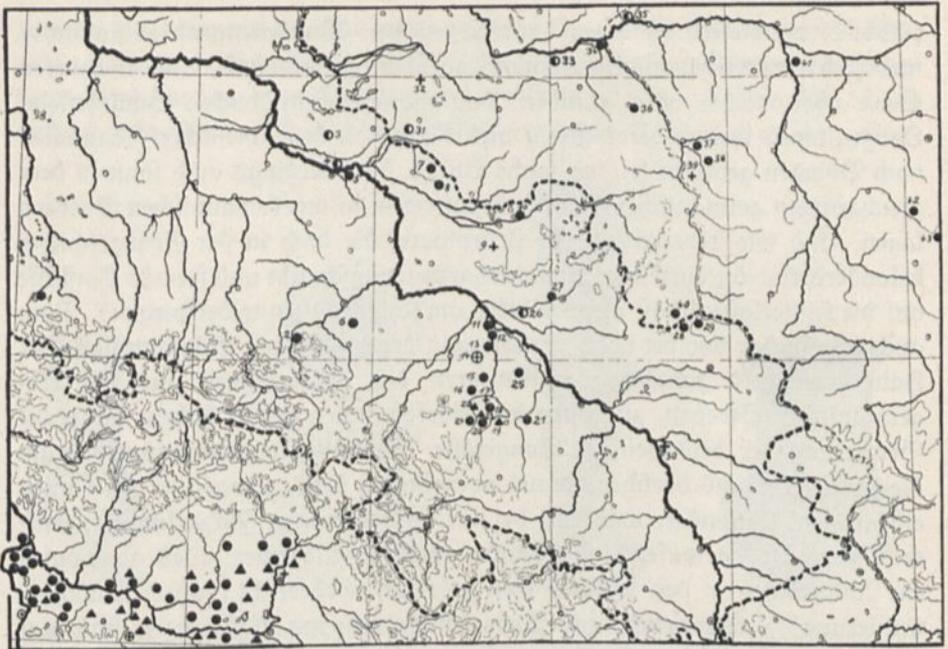


Abb. 19. Verbreitung von Funden markomannischen Gepräges, von Irdenware mit Rädchenverzierung und frühem römischem Einfuhrgut beiderseits der Sudeten (Maßstab 1:3000000)

- Grab- und Einzelfunde mit markomannischem Einschlag bis etwa 150 n. Zw.
- ▲ Ansiedlungen mit markomannischem Einschlag bis etwa 150 n. Zw.
- + Römisches Einfuhrgut aus der Zeit von etwa 50 v. Zw. — 100 n. Zw.
- ⊕ Große Friedhöfe von Dobřichov (Böhmen) und Neudorf Kr. Breslau.
- Grabfunde mit rädchenverzierter Irdenware nach 200 n. Zw.
- II Wichtige Sudeten-Pässe.

Liste der Fundorte nördlich der Sudeten

(Die markomannischen Fundorte Böhmens sind nur teilweise angegeben und nicht beziffert worden)

- | | | |
|-------------------------------|-----------------------------------|---|
| 1. Seitschener Hay bei Bauhen | 16. Jäschwitz Kr. Breslau | 31. Grünchen Kr. Bissa |
| 2. Seiffenau Kr. Goldberg | 17. Petrigau Kr. Strehlen | 32. Szacz Kr. Schmiegel |
| 3. Kuttlau Kr. Ologau | 18. Reisau Kr. Strehlen | 33. Prusinow Kr. Jarotschin |
| 4. Perchenberg Kr. Ologau | 19. Sägen Kr. Strehlen | 34. Pogorzelice Kr. Jarotschin |
| 5. Roschwitz Kr. Ologau | 20. Karzen Kr. Strehlen | 35. Cizajen Kr. Slupca |
| 6. Wahlstatt Kr. Diegnitz | 21. Wansen Kr. Strehlen | 36. Gegend von Plešchen |
| 7. Ober Tschirna Kr. Suhrau | 22. Jordansmühl Kr. Reichenbach | 37. Janków Kr. Kalisch |
| 8. Groß Rädchen Kr. Suhrau | 23. Dankwitz Kr. Reichenbach | 38. Wola Kr. Kalisch |
| 9. Brieszen Kr. Trebnitz | 24. Trebnitz Kr. Reichenbach | 39. Debe Kr. Kalisch |
| 10. Sulau Kr. Militisch | 25. Tottwitz Kr. Ohlau | 40. Siemianice Kr. Kempen |
| 11. Breslau-Cosel | 26. Sacrau Kr. Dels | 41. Aścieżka Młyny Kr. Turef |
| 12. Breslau-Gräbschen | 27. Schmarse Kr. Dels | 42. Kamocinek Kr. Piotrków |
| 13. Opperau Kr. Breslau | 28. Reinersdorf Kr. Kreuzburg | 43. Segonice Kr. Opoczno. |
| 14. Neudorf Kr. Breslau | 29. Neudorf Kr. Kreuzburg | (Nr. 6 und 10 irrtümlich auf der Karte mit ● statt mit + bezeichnet). |
| 15. Jachschnau Kr. Breslau | 30. Goslawitz-Wichulla Kr. Dppeln | |

vornehmlich aus Böhmen in den germanischen Norden gedrungen sein, wovon der bekannte Grabfund von Soslawitz-Wichulla mit seinem Silberbecher und Bronzegefäß herbedtes Zeugnis ablegt. Als Vermittler dieser Kultur- und Handelsbeziehungen kommen in allererster Linie aber gerade jene mittelschlesischen Silingen in Frage, die wahrscheinlich in den Zeiten Marbods zum Markomannenreich gehörten und über die alten Pässe des Glazer Berglandes — wie ebenfalls aus unserer Karte ersichtlich ist — regen Verkehr mit den Markomannen in Böhmen pfligten.



Abb. 20. Reifau. $\frac{1}{3}$



Abb. 21. Nošwitz
(nach Tschernberg Taf. 14.) $\frac{1}{4}$



Abb. 22. Dobřichov-Třebička
i. Böhmen (nach Pič Taf. 91.)

Wandalische und markomannische Gefäße mit „Mädchen“-Verzierung

Ernst Petersen

Die Kastellaneien am schlesischen Gebirgsrande

Erst recht spät nach den Zeiten der gewaltigen germanischen Völkerwanderung, die Europa ein neues Antlitz gab, bringen geschriebene Quellen etwas Licht in das geschichtliche Dunkel, das Schlesien verhüllt. Im 9., nach jüngster Ansicht bereits im 8. Jahrh., nennt uns ein bairischer Geograph mehrere schlesische Gaunamen des nunmehr von Slawen besiedelten Landes. Diese Gaunamen finden sich dann wieder in der Gründungsurkunde des Bistums Prag vom Jahre 973. Es geht daraus hervor, daß Schlesien demnach im 10. Jahrh. zum böhmischen Einflußgebiet gerechnet wird. Doch sehr bald hören wir, daß ein junges Reich, im Gebiet zwischen Warthe und Weichsel entstanden und erstarkt, das Land den Böhmen streitig macht. Es ist das junge Piastenreich unter seinem ersten Herrscher Dago-Misika aus wikingischem Blut, das sich im Kampfe Schlesien erobert.

Grenzkämpfe der damaligen Zeit spielen sich zumeist um die Hauptorte der Gebiete und um die festen Plätze des Landes ab, eben um die Burgen; und so ist es Nimptsch, das bei diesen ersten uns bekannten Kriegen um Schlesien für das Jahr 990 als älteste feste Stadt in Schlesien genannt wird. Diese polnisch-böhmischen Kämpfe um den Besitz Schlesiens sind nach der ersten erfolgreichen Eroberung durch Dago-Misika immer wieder aufgeflammt und durchziehen noch die nächsten Jahrzehnte und Jahrhunderte. So hören wir am Ende des 11. Jahrh., um 1096, wieder von Kämpfen um die Grenz-feste Wartha.



Abb. 1. Blick von W auf den Paß von Wartha, links die Kastellanei

Wenn auch diese beiden Burgorte die einzigen bleiben, die in den Quellen erwähnt werden, so ist zu beachten, daß sie anscheinend in eine Kette von festen Plätzen gehören, die sich wie eine Perlschnur am nordöstlichen Sudetenhang hinziehen. Alle diese Burgen oder Kastellaneien, wie sie genannt werden, treten uns in den beiden päpstlichen Schutzurkunden von 1155 und 1245 für das Bistum Breslau entgegen. Diese Urkunden sollen die Besitzungen

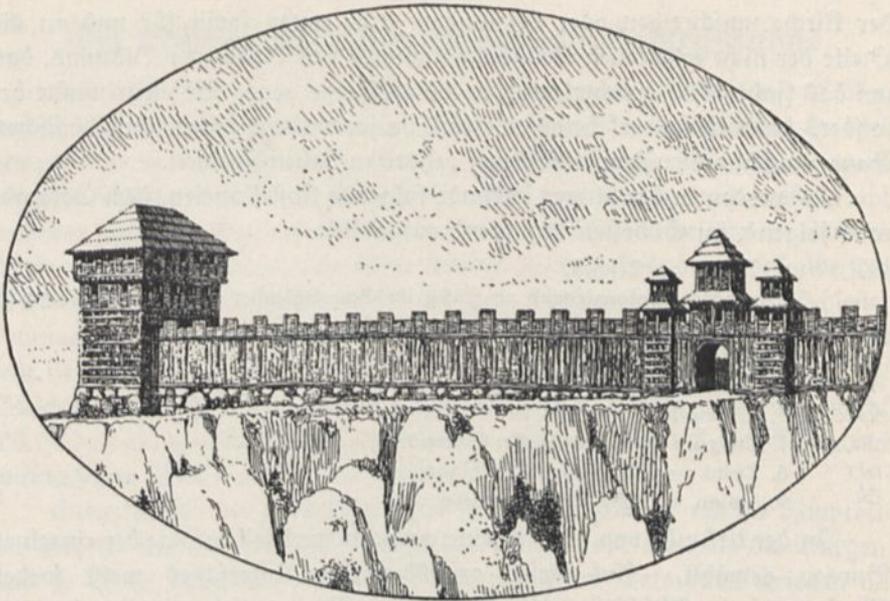


Abb. 3. Mauer und Tor der Kastellanei Striegau, nach den Ausgrabungen und Münzbildern wieder hergestellt. Nach Petersen, Schlesien von der Eiszeit bis ins Mittelalter. Abb. 391.

Betrachten wir nunmehr auf der Karte (Abb. 2) die deutlich herausspringende reihenförmige Anlage dieser Burgen. Es fällt auf, daß sie zumeist an strategisch wichtigen Punkten angelegt sind, an Pässen oder altbekannten Wegen. So beherrschen Teschen, Grätz und Ratibor den Eingang nach Schlesien durch die Mährische Pforte, während Wartha den Eingang durch den Glazer Kessel sperrt (vgl. Abb. 1). Wenn wir auch erst erheblich später von einer Begehung des Landeshuter Passes hören, so scheint doch die Lage der Burgen von Schweinhaus und Lähn als Sperrern eines hier gelegenen Überweges, der dann auch den Hirschberger Kessel benutzt, möglich. Ottmachau schützte den Weg, der von Wartha nach Oberschlesien, in den alten Gau der Dpolini um Oppeln, und weiter nach Krakau führt. Diesen Weg nennt uns der spanische Jude Ibrahim ibn Jakub, der im 10. Jahrh. berichtet, daß die Rus (= Waräger) von Krakau nach Prag zum Markt kämen. Den Weg von Wartha in den Hauptgau Schlesiens, Glensane mit dem Mittelpunkt Breslau, beherrschte die stolze Burg Nimptsch. Ein dritter Weg scheint von Wartha, d. h. durch den Glazer Kessel, über Grätitz und Striegau in den Gau Trebowane zu führen, nach Liegnitz, das wohl hier der Hauptort des Gaues war. Der Weg durch den Hirschberger Kessel in den Bobergau mit dem Hauptort Bunzlau wird dann durch Lähn geschützt.

So einheitlich diese Burgenlinie auch aussieht, ist sie aber in ihren Einzelheiten wirklich gleich alt? Aus dieser Frage folgt sofort eine weitere, von wem und gegen wen ist die Sperrlinie, bzw. sind die einzelnen Burgen



Abb. 4. Vor- und Hauptburg der Kastellanei Gramolin, getrennt durch einen tiefen Halsgraben. Von W gesehen

angelegt worden? Hier lassen uns die geringen schriftlichen Quellen im Stich und wir müssen die Bodenurkunden heranziehen, um die gestellten Fragen beantworten zu können.

Wir stehen jedoch erst am Beginn einer genauen Burgenforschung in Schlesien. Es sind bisher nur in zwei Obbergskastellaneien Ausgrabungen durchgeführt worden, in Nimptsch und in Striegau. Andere, so wie Wartha, hat man bis vor kurzem noch an falscher Stelle gesucht und erst kürzlich entdeckt.

In Striegau konnten vor 30 Jahren die Reste der dem Steinbruchbetrieb zum Opfer fallenden Kastellanei untersucht werden. Es ergab sich, daß die Burg auf eine ganz alte bereits bronzezeitliche Wurzel zurückging. Der wichtige Platz wurde dann in der bewegten Frühgeschichte wieder befestigt. Wir können uns nach den Ausgrabungsbefunden das Äußere der Burg gut vorstellen. (Abb. 3.)

Die Grabungen im Burghof von Nimptsch haben wichtige Scherbenfunde geliefert, die bis ins 10. Jahrh. zurückgehen, ja vielleicht sind Anzeichen vorhanden, die Anlage der Burg in noch frühere Zeit zurückzuverlegen.

Die oben genannten Kastellaneien treten uns nun in einer ganz verschiedenen äußeren Form und Erhaltung entgegen. Während z. B. Lähn, Schweinhaus und Grödißburg mittelalterliche Burganlagen tragen, sind es in Ratibor, Ottmachau und Teschen Schlösser, die uns den Blick auf die alte Kastellanei verdecken. Das Beispiel von Oppeln, wo unter dem Piastenschloß die Reste der Kastellanei entdeckt wurden, läßt Ähnliches auch an anderer Stelle vermuten. Ganz anders verhält es sich nun mit Wartha (Abb. 1 u. 6) und Grädiß (Abb. 4). Hier hat keine Überbauung stattgefunden, wir erkennen



Abb. 5. Die Furt durch die Neisse bei Wartha. Hinter den Häusern links liegt die Kastellanei



Abb. 6. Teilansicht des gut erhaltenen Walles der Kastellanei Wartha. Heute dient der Burgwall dem kath. Waisenhaus als Garten (vgl. Abb. 1)

in den Wallanlagen die zerfallenen Holzerdemauern ganz deutlich, es ist das Bild eines frühgeschichtlichen Ring- oder Abschlußwalles.

Dieses ganz verschiedene Erscheinungsbild der Kastellaneien erschwert die Beantwortung der vorher gestellten Frage sehr. Das äußere Bild läßt z. B. Lahn und Schweinhaus und die Grödisburg als jünger erscheinen, als z. B. Wartha, und doch werden sie in einem Atem genannt.

Hier stehen der schlesischen Frühgeschichtsforschung noch große Aufgaben bevor, die in diesem Fall nur auf den Arbeitswegen der Vorgeschichtswissenschaft beantwortet werden können. Dem klaren und schönen Beispiel von Oppeln müssen noch mehr Beispiele an die Seite gestellt werden. Kurt Langenheim

Burghügel im Bober-Kaßbachgebiet

Bei den in den letzten Jahren besonders eingehend betriebenen Aufnahmen der schlesischen Wehranlagen ist unter den in älteren Nachrichten und Quellen wahllos als Burgwälle, Schweden- und Heidenschanzen, Rundwälle und Burgen bezeichneten Anlagen eine durch Umriß, geringe Größe und ungewöhnliche Häufigkeit auffallende Form hervorgetreten, die Schuchhardt Turmhügel genannt hat; für sie habe ich in Schlesien den Namen Burghügel vorgeschlagen, da nur wenige jetzt noch einen Turm tragen und ich mit meinem Vorschlag äußerlich den Zusammenhang mit den Burgwällen betonen möchte. Obgleich sie sich nach Gestalt und Höhe von einander oft erheblich unterscheiden, sind ihnen doch zwei wesentliche Eigentümlichkeiten gemeinsam, die sie zugleich von den anderen Wehranlagen grundlegend unterscheiden, nämlich ihre geringe nutzbare Oberfläche und ihre Lage zu den Ortschaften. Es sind entweder als Kegel- oder Pyramidenstümpfe aufgeschüttete Hügel oder auch aus einer flachen Niederung durch oft von einem Wall auf der Außenseite begleitete Gräben herausgeschnittene und dadurch wie Inseln wirkende Flächen. Die ersten erheben sich bis zu drei oder vier Meter über die Umgebung, während die Oberflächen der anderen in der Höhe des umliegenden Landes liegen. Dieser Umstand weist darauf hin, daß die Bewohner der geschützten Fläche sich durch Überhöhung oder durch Palisaden und Mauern verteidigen mußten. Auf den geschütteten Hügeln standen daher hohe Türme, deren untere Stockwerke Wohn- und Wirtschaftsräume enthielten, während das oberste zur Verteidigung diente. Die flachen Inseln trugen wahrscheinlich am Rande des Grabens Palisaden, wie aus einzelnen erhaltenen Mauern der später durch Steinbau verstärkten Anlagen geschlossen werden kann. Die Oberfläche beider Formen war entweder quadratisch oder kreisrund und recht klein, oft nur etwa von 12 Meter Seitenlänge oder Durchmesser. Mitunter findet sich an ihnen eine kleine Vorburg, ähnlich geschützt wie die Hauptanlage selbst. Da alle diese Hügel bisher noch nicht mit dem Spaten untersucht sind, kann man nur ver-

muten, daß solche Doppelanlagen eine Weiterentwicklung in der Richtung auf die späteren Formen der großen gemauerten Burgen sind.

GÓRKI pow. raciborski
(Waldeck O.S.)
Gutzek O.S.)
no 1300
Bisher ist erst ein solcher Burghügel, Surel Kr. Ratibor, durchgegraben worden. Dr. Raschke hat aus den Bautrümmern festgestellt, daß auf einem kleinem Grundriß von etwa 11 Meter Seitenlänge ein mehrstöckiger Fachwerksturm gestanden hat. An Kleinfunden kamen Ofenkacheln mit Reliefmustern von zwei verschiedenen Öfen zutage, und ein zusammengerolltes Panzerhemd, das der Rost unlösbar verkittet hatte. Damit ist zweifellos festgestellt, daß der Besitzer des Turmes um 1300, wie der Kettenpanzer verrät, ein ritterbürtiger Mann war, der den Bau seinen höheren Lebensansprüchen gemäß ausgestattet hatte. Er kann in dem kleinen Dörfchen nur der Grundherr oder der Erbscholze gewesen sein, der, wie bekannt, dem Landesherren zum Kriegsdienste mit einem Rosse verpflichtet war. Auf den gleichen Schluß führt uns weiter auch die Lage dieser Burghügel zum Dorfe. Sie finden sich immer in nächster Nähe des Ortes, bei den späteren Rittergütern, und meist noch heute rechtlich zu ihnen gehörig. Siegen sie heute einsam, etwa im Walde, wie zwei solche Hügel bei Tarnowitz Kreis Brieg, so hat doch der Forstname Blichau das Andenken an das wüst gewordene Dorf Bleichau überliefert, dessen Spuren sich gelegentlich bei Forstarbeiten zeigen. Der kleine Ritscheberg neben dem großen Rundwalle scheint durch Funde von Grabplatten der Wüstung zu verraten, daß er Sitz des bischöflichen Vogtes oder Scholzen war.

Inzwischen haben sich die Nachrichten über Burghügel grade aus deutsch angelegten Dörfern so gemehrt, daß ihre Bestimmung zum Sitze des Grundherrn oder Scholzen der deutschen Neugründung füglich nicht mehr angezweifelt werden kann. Da ihre Form aus dem Westen stammt und vorher bei uns nicht bekannt ist, so ist auch die Zeit ihres Aufkommens und ihrer Blüte klar bestimmt: es ist der Zeitraum der Wiedereindeutschung Schlesiens bis etwa 1300. Von da ab scheint sich eine Wandlung zu vollziehen. Mit den ruhigeren Zeiten der endgültigen Besitzfestigung in dem fremden Lande und dem zunehmenden Wohlstande erheben die Besitzer nun höhere Ansprüche an die Annehmlichkeiten des Lebens und die Sicherheit ihres Eigentums. Der Steinbau löst den urtümlichen und in der ersten Zeit behelfsmäßigen Fachwerkbau ab. Wir finden daher heute noch gemauerte Steintürme an Stelle der alten, inzwischen längst verfallenen Fachwerkbauten. Von den steinernen Türmen sind uns eine Anzahl erhalten, wie der im Inneren einst mit bunten Wandmalereien geschmückte Turm von Boberröhrsdorf, der leider von heimat-schändenden Händen dieses Schmuckes beraubt und auch sonst stark gefährdet ist. Noch bewohnt, allerdings nur von Ackerbögnen und gehobenen Outsarbeitern sind die Türme von Wittgendorf Kreis Sprottau und Eckersdorf Kreis Breslau. Sie versagten sich dem vermehrten Raumbedürfnis und den Ansprüchen an Bequemlichkeit ihrer Besitzer. Aber gerade der Umstand, daß sie noch zu größerem Besitz gehören, läßt die Hoffnung keimen, daß diese

einzigartigen Zeugen der Landnahme unserer Vorfahren noch recht lange erhalten bleiben werden.

In dem hier behandelten Gebiete sind bisher folgende Burghügel bekannt geworden:

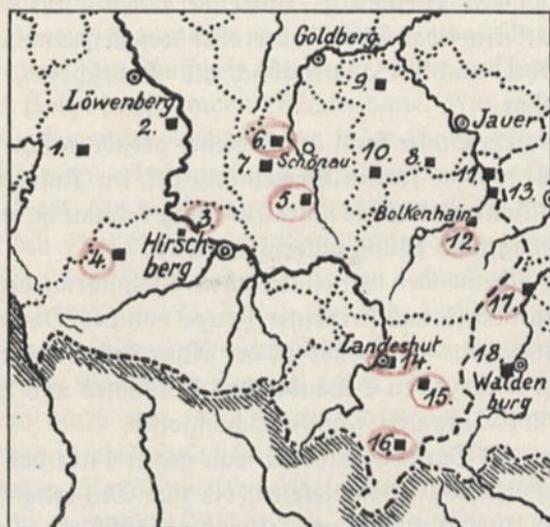


Abb. 1. Karte der Burghügel. Zeichn. Hellmich

a) Burghügel im Bober-Ratzbachgebiet

1. Seppersdorf Kr. Löwenberg; Erdhügel mit Graben und Wall *MILECICE*
2. Märzdorf Kr. Löwenberg; Abschnittswall am Anfang eines ins Tal vorspringenden Rückens, an dessen Ende ein Turmhügel aufgeschüttet ist. *MARCZÓW*
MACIEJOWIEC
- ✓ 3. Boberröhrsdorf Kr. Hirschberg; flacher Turmhügel mit teilweise erhaltenem Ringgraben. *SIEDLECIN*
- ✓ 4. Alt Kemnitz Kr. Hirschberg; Ringgraben um Turmreste. *STARA KAMIENICA*
- ✓ 5. Nieder Kauffung Kr. Goldberg; Turmrest auf Klippe. *WAJCIESZÓW*
- ✓ 6. Willenberg Kr. Goldberg; Mauerreste auf Berggipfel. *WIELISZAW*
- 2-2 ✓ 7. Röversdorf Kr. Goldberg; Turm. *SEDZISZOWA*
8. Moisdorf, Ratzberg Kr. Jauer; geringer Mauerrest über einem Steinbruch. *MYŚLIBÓRZ*
9. Seichau Kr. Jauer; von Wall und Graben umzogener Berggipfel. *SICHÓW*
10. Siebenhuben Kr. Jauer; Turmhügel mit Halsgraben. *SIEDMICA*
11. Dähdorf Kr. Jauer; Turmhügel. *DZIERZKÓW*
- ✓ 12. Kauder Kr. Jauer; Insel mit Mauerresten. *KŁĄCZYNA*
13. Rohnstok Kr. Jauer; stark eingeebener Turmhügel. *ROZTOKA*

b) Burghügel im Waldenburger Berglande

- ✓ 14. Landeshut Kr. Landeshut; Turmhügel. *KAMIENNA GÓRA*
- ✓ 15. Siebenau-Schwarzwaldau Kr. Landeshut; Turmrest und Ringgraben. *CZARNY BÓK*
- ✓ 16. Schönberg Kr. Landeshut; Turmhügel mit Ringgraben (jetzt Post). *CHEEMSKO*
- ✓ 17. Diebichau Kr. Waldenburg; Speicherbau mit teilweise erhaltenem Ringgraben. *LUBIECHÓW*
L. III. 252
18. Waldenburg Kr. Waldenburg; Turmhügel, jetzt abgetragen und überbaut.

Max Hellmich

Der mittelalterliche Wohnturm zu Boberröhrsdorf bei Hirschberg und seine Wandmalerei ein schlesisches Kulturdenkmal

An der Bahnstrecke Hirschberg – Löwenberg liegt – nur wenige Minuten von Hirschberg entfernt – das Dorf Boberröhrsdorf, ursprünglich als Rudgersdorf, Rüdigersdorf, nach 1454 urkundlich als Rohrsdorf, Rürsdorf und Röhrsdorf erwähnt.

Mit berechtigtem Stolz kann der Schlesier gerade auf dieses kleine Dorf schauen, birgt es doch in seinem Gemeindebezirk ein Kulturdenkmal ersten Ranges; ein Denkmal, das leider nur allzuwenig bekannt ist, mindestens aber in seiner Bedeutung noch häufig unterschätzt wird.

Es handelt sich um den mittelalterlichen Wohnturm, der – ein Wahrzeichen Boberröhrsdorfs und steinerner Zeuge von des Dorfes ehrwürdiger deutscher Vergangenheit – ungefähr in der Mitte des Ortes emporragt. Er gehört auch heute noch zu den Gebäuden des Gutshofes und befindet sich mit diesem seit 1732 im Besitz der Familie Schaffgotsch.

Im Inneren des Turmes entdeckte man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mittelalterliche Wandmalereien, die zum Teil religiös-symbolischen Charakter tragen, in der Hauptsache aber der höfisch-ritterlichen Welt angehören.

Es ist an dieser Stelle nicht meine Aufgabe, eine genaue Beschreibung der Malerei und eine eingehende kunstgeschichtliche Untersuchung zu geben¹⁾. Hier soll vor allem auf die Bedeutung hingewiesen werden, die Turm und Malerei gerade im Zusammenklang ihrer jeweils schon eigenen Bedeutung haben. Ist es doch klar, daß ein Kunstwerk wie unsere Fresken weit mehr in seinem ursprünglichen Gehalt erlebt und begriffen werden kann, wenn es sich am eigentlichen Bestimmungsort befindet und damit in der ihm geistig zugehörigen Umgebung.

Der Turm, ein floziges, ungegliedertes Bauwerk, ist über rechteckigem Grundriß aus Bruchsteinen aufgeführt. Sein abgewalmtes Schindeldach überragt weit die Häuser des Gutshofes, und die verhältnismäßig kleinen und unregelmäßig angeordneten Fenster erhöhen noch den Eindruck wuchtiger Geschlossenheit.

Der Bau, den wir wohl in die zweite Hälfte oder ans Ende des 13. Jahrhunderts setzen müssen, ist auf einem frühgeschichtlichen Burghügel errichtet²⁾.

Die Burghügelanlage, jene einfache Form der Wehranlage, die auf verhältnismäßig engem Geviert ein einziges Bauwerk, Wohn- und Wehrbau

¹⁾ Eine solche hoffe ich in absehbarer Zeit in einer größeren wissenschaftlichen Arbeit, die ich auf Anregung von Herrn Prof. Dr. Frey in Angriff genommen habe, geben zu können.

²⁾ s. Hellmich, M.: „Schlesische Burghügel und Burgwälle“ in „Der Oberschlesier“, 12. Jahrg. Heft 5 und in diesem Heft S. 103 f.

zugleich, trägt — ringsum von einem Wassergraben umgeben —, ist mit den deutschen Siedlern aus dem Westen nach Schlesien gekommen und hier von da an häufig nachweisbar.

Die ursprünglich aus Holz oder Fachwerk darauf errichteten Wohntürme sind uns aber nirgends mehr erhalten. Um so wichtiger ist deshalb für uns der Boberröhrsdorfer Turm, der uns in Stein ausgeführt zeigt, was man früher, zu Beginn der deutschen Siedlung, unter bescheideneren Lebensansprüchen aus Holz oder Fachwerk errichtet hatte. Für diese nur in geringer Zahl auf uns gekommenen Steinbauten ist der Boberröhrsdorfer Turm ein verhältnismäßig wohl erhaltenes und außerdem frühes Beispiel. Ein Teil des Wassergrabens, der die Anlage einst völlig umgab, ist jetzt zugeschüttet, was wohl für den Bau des heutigen Gutshauses nötig war.

Wir betreten den Turm von dem kleinen rechteckigen Hof aus, der von Turm, Gutshaus und zwei die beiden Gebäude verbindenden Seitenflügeln gebildet wird und in seinen geringen Abmessungen in reizvollem Gegensatz steht zur wuchtigen Masse des Turmes selbst. Ein paar Stufen führen ins Erdgeschoss, das durch eine Zwischenmauer in zwei Räume gegliedert ist. Dieselbe Anordnung wiederholt sich im ersten Stock, während im zweiten Stock die einst trennende Wand, wohl eine Holzwand, fehlt. Hier haben wir uns wahrscheinlich die eigentlichen Wohnräume des Grundherrn zu denken. Darauf weist neben der Malerei auch die Anordnung von Steinbänken in zwei der Fensternischen hin.

Das dritte Geschoss — ein wiederum durchgehender und ziemlich hoher Raum — hat mehrere gewölbte Fenster, eher größer als die des zweiten Stockwerks und auch etwas regelmäßiger angeordnet. Darüber liegt der Dachboden mit dem offenen Dachstuhl, von dessen gewaltigen Ausmaßen man sich nur schwer eine Vorstellung macht, wenn man nicht einmal selbst darunter gestanden hat.

Durch die kleinen Fenster schweift der Blick hoch über die Häuser und Bäume des Dorfes hinweg ins Weite; d. h. hier oben erst wird uns die stolze Höhe des Turmes zum wirklichen Erlebnis. Hier auch zeigt uns das Mauerwerk — in den unteren Räumen innen durchwegs verputzt — erst sein eigentliches Wesen: schwere, nur wenig oder gar nicht behauene Steine sind gleichsam willkürlich aufeinander getürmt; die Fugen grob mit Mörtel verschmiert; die ganze Mauer an zwei Meter stark. Wahrlich, ein würdiges Auflager für die vielen mächtigen Balken, die das Schindeldach tragen!

Diese Balken sind zwar vom Zahn der Zeit teilweise schon bedenklich angenagt; an manchen Stellen auch schimmert durch das Grau des Schindeldaches ein Stückchen Himmelsblau hindurch — Zeichen für des Daches Ausbesserungsbedürftigkeit; trotz alledem aber ist der Eindruck vom Turm als einer Verkörperung von Macht- und Wehrwillen hier oben vielleicht am nachhaltigsten.

Aber zurück zum zweiten Stockwerk, in dem sich die Fresken befinden!

Der Erhaltungszustand der Malerei ist nicht gut, und sie ist auch gegenwärtig noch gefährdet. 1888 wurde sie zum Teil aufgedeckt. Weitere Szenen des Zyklus fand man erst 1913. Der damalige Zustand der Malerei wurde in einer Pause festgehalten, die man photogrammetrisch verkleinerte und dann nach den vorhandenen Farbresten aquarellierte³⁾. Die geplanten Sicherungsarbeiten am Gemälde selbst kamen durch den Krieg nicht zur Ausführung.

Unendlich zu bedauern ist es, daß den Bildern nicht der ihnen Wert entsprechende Schutz zuteil geworden ist. Da man das zweite Stockwerk des Turmes, der in seinen unteren Geschossen noch als Vorratsraum dient, nicht dauernd verschlossen hielt, konnte es geschehen, daß von Kinderhänden ein Teil der Darstellung beschmiert wurde. Aber nicht genug damit! Bei genauerem Hinsehen erkennt man, daß sich außerdem jemand daran gemacht hat, an einigen Stellen die zarten, mehr und mehr verblässenden gotischen Linien auf eigene Faust „wieder aufzufrischen“. Und dieser vielleicht gut gemeinte, in seinen Ergebnissen aber traurige Wiederbelebungsversuch hat den edlen Schwung der gotischen Linien vielfach arg vergrößert und entstellt.

1934 wurden die Fresken, soweit sie aufgedeckt sind, durchphotographiert, und bei dieser Gelegenheit eine Reihe von Aufnahmen auch vom Turm selbst (s. Abb. 1) und seinem baulichen Zustand gemacht⁴⁾. Eine Restauration des Turmes und der Fresken ist vom Provinzialkonservator in Aussicht genommen.

Ungefähr in der Mitte der Südwand sehen wir in ganzer Höhe des Saales eine große Heiligengestalt, die das Christuskind auf dem Arm trägt. Haltung und die Art der Beziehung zum Kinde lassen uns zuerst eine Madonna vermuten. Allein bald erkennen wir, daß die merkwürdig flobigen Beine der vermeintlichen Madonna bis zu den Knien hinauf nackt sind, eine Tatsache, die keinesfalls mit dem Bilde vereinbar ist, das wir uns von der lieblichen Himmelskönigin zu machen gewohnt sind. Wen haben wir also vor uns? Nun, niemand anders als den heiligen Christophorus, den im Mittelalter so gern und oft dargestellten Riesen mit dem Kinderherzen, dem ganz besonders schützende Kräfte zugesprochen wurden.

Hier erinnern freilich nur die gewaltigen Ausmaße der ganzen Figur an die Vorstellung von des Christophorus bärenstarkem Körper. Vom verwilderten Äußeren, das den Heiligen gewöhnlich kennzeichnet — struppige Haare, ein langer und dichter Bart, ungeschlachte und steife Bewegungen —, ist hier nichts zu finden. Sorgfältig durchgebildetes Lockenhaar umgibt ein bartlos jugendliches Antlitz; die schlanken Finger — an der Hand, die das Christuskind hält, noch deutlich zu erkennen — sind zart und spitz zulaufend geformt;

³⁾ Die Arbeit wurde ausgeführt von Frau Lucie Seger und befindet sich im Besitz des Schlesischen Altertumsvereins.

⁴⁾ Für die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Aufnahmen sei an dieser Stelle dem Direktor des kunstwissenschaftlichen Institutes und dem Provinzialkonservator gedankt.



Aufnahme des Altertumsmuseum's Breslau

Abb. 1. Wohnturm in Vober-Röhrsdorf

und die Falten des weiten Mantels fallen in so edlem Rhythmus herab, daß selbst ein König sich dieses Mantels nicht zu schämen brauchte.

Links vom Christophorus sehen wir vier Gestalten — zwei männliche und zwei weibliche — in ritterlich höfischer Tracht, die zu Paaren geordnet sind und die Hände in bedeutungsvollen Gebärden bewegen. Anscheinend stehen sie in symbolischem Zusammenhang mit vier weiteren Gestalten im darunter liegenden Fries der Malerei, in denen wir nackte Halbfiguren erkennen, erwachende Tote, die ihren Gräbern entsteigen. Es handelt sich also — nimmt man die acht Figuren zusammen — wohl um eine Gegenüberstellung von Tod und Leben als Hinweis auf die Vergänglichkeit alles Irdischen, ein Darstellungsinhalt, den wir im Mittelalter häufig finden.

Auf der rechten Seite des Christophorus rollt vor unseren Blicken der eigentliche Zyklus profaner Malerei ab. Verschiedene, formal teilweise nicht klar von einander getrennte Szenen folgen aufeinander in zwei Friesen. Der



Abb. 2. Teilaufnahme nach einem Aquarell der Wandmalereien,
im Besitz des Schlesischen Altertumsvereins

dritte, unterste, ist nicht mehr erhalten, zeigte wohl auch nur eine einfarbige Flächenfüllung.

Im obersten Fries sehen wir zuerst, wie ein Auftrag an mehrere Ritter erteilt wird. Dann verläßt ein berittener Zug die Burg. Es folgt eine Szene, in der eine — anscheinend weibliche — Gestalt von einem Ritter einer dritten, nicht mehr erkennbaren Figur zugeführt wird (Abb. 2). Der zweite Fries, der leider noch schlechter erhalten ist, zeigt als erstes nur sehr undeutlich eine Reitergestalt im Walde. Der Wald ist angedeutet durch die typischen Kugel- und Pyramidenbäume. Dann erkennt man eine am Boden liegende Gestalt, über die sich eine zweite, anscheinend wieder eine Frau, neigt. Zwei gegeneinander reitende Ritter folgen; und rechts vom Fenster kniet ein Ritter mit bittend erhobenen Händen vor einem anderen, der zum Kettenpanzer hier auch noch die Kettenhaube trägt.

Die Westwand des Saales, auf der sich die Malerei zum Teil fortsetzt — hier allerdings seltsamerweise nur reine Umrisszeichnung —, zeigt uns wiederum einen Zweikampf zu Pferde. Unterhalb dieses Zweikampfes halten drei Ritter, ebenfalls zu Pferde, vor einem schlafenden Riesen, der von einem Ritter zu Fuß geweckt oder angegriffen werden soll.

In der Nische des schon erwähnten Fensters sind auf beiden Seiten über den Steinbänken je drei Heiligengestalten festzustellen, deren Körper zum großen Teil noch unter der Puttschicht verborgen liegen. Immerhin läßt sich erkennen, daß wir es hier mit der gleichen linienschönen Gestaltungsweise zu tun haben

wie beim Christophorus und den übrigen Figuren. Das Wappen in der gegenüberliegenden Fensternische ist anscheinend später aufgemalt oder wenigstens übermalt worden.

Für die Profanzenen ein bestimmtes mittelalterliches Epos als Vorwurf in Anspruch zu nehmen, ist bisher noch nicht möglich. Knötels⁵⁾ Annahme, es handele sich um eine Darstellung der Weinsage, ist nur als Deutungsversuch, nicht als endgültige Bewiesenheit anzusehen.

Für die Datierung der Fresken bleibt uns vorläufig nur der stilkritische Weg, da schriftliche Quellen versagen.

Der stilgeschichtliche Vergleich weist uns auf die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, und zwar mehr auf die Jahrhundertmitte hin. Wir haben noch nicht die enge, am Körper festanliegende Kleidung, die die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts bringt, und haben andererseits doch in der Bewaffnung Formen, die schon das 13. Jahrhundert zeigte. Auch daß weder die Farbe noch irgendwelche räumlichen Beziehungen, sondern im Grunde genommen nur die Linie Ausdrucksträger des Gestaltungswillens ist, läßt uns im Vergleich mit andern Werken die Fresken um die Mitte des 14. Jahrhunderts ansetzen.

Wenn wir nun bedenken, daß die bekanntesten Wandmalereien profanen Inhalts, die wir auf deutschem Kulturboden haben, die Fresken im Schlosse Kunkelstein in Tirol und die Wandgemälde von Sichtenberg (jetzt im Ferdinandeum in Innsbruck) erheblich später entstanden sind, dann wird uns die Bedeutung unseres schlesischen Denkmals erst recht klar.

Wie die Art der ganzen Turmanlage von Westen nach Schlesien gekommen ist, so zeigen auch die freilich später als der Turm entstandenen Fresken deutlich den Zusammenhang des Siedlungslandes mit dem Mutterlande. Der edle Fluß der Vinien, der durch die Einflüsse der Zeit und menschliche Unachtsamkeit zwar entstellt, aber nicht völlig zerstört worden ist, stellt das Werk manchem wertvollen Denkmal des deutschen Westens ebenbürtig an die Seite und läßt sogar die Vermutung aufkommen, daß wir es hier nicht nur mit westlich beeinflusster Kunst zu tun haben, sondern daß ein Künstler aus vielleicht rheinisch-kölnischer Schulkreise selbst hier in Schlesien tätig gewesen ist. Das ist durchaus kein Zeichen für „kulturelles Unvermögen“ unseres Heimatlandes. Im Gegenteil, es spricht für den hohen Kulturwillen dieser Menschen, daß ihnen für die Ausgestaltung ihres Wohnsitzes nur ein Künstler von den Westen, die deutsche Kunst überhaupt aufzuweisen hatte, recht war.

Mit einem der sogenannten „böhmischen Stile“ aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hat die Malerei wenig oder gar nichts gemeinsam.

Ehe wir den Turm verlassen, werfen wir noch einen letzten Blick auf die Fresken. Die Gestalten — erst nur mühsam zu erkennen — sind im

⁵⁾ Vgl. Paul Knötel: Schlesische Weinsagen aus dem 14. Jahrh. in „Mitteil. der Gesellsch. für Volkskunde Bd. XX, Jahrg. 1918, 1. u. 2. Heft.

Anschauung gleichsam körperlich geworden und scheinen aus der Wand heraustraten zu wollen. Könnten sie reden! Was alles würden sie uns wohl erzählen vom Wesen der Menschen, deren Willen sie ihr Dasein an der Wand verdanken, die hier in Arbeit, Kampf und Festlichkeit ihr ritterliches Leben gelebt haben und dadurch — sich selbst dessen vielleicht unbewußt — zu ihrem Teil dazu beigetragen haben, daß Schlesien nach Antlitz und Seele für immer deutsch werden sollte.

Rita Probst

Eine Ansicht des Bobertales

Gemälde von Carl Christoph Reinhardt (1738—1827)

Carl Christoph Reinhardt hat in seiner Bedeutung als Landschaftsmaler, insbesondere als Maler des Riesengebirges, in dem Buch des Provinzialkonservators Dr. Grundmann „Das Riesengebirge in der Malerei der Romantik“ *) eine treffende und umfassende Charakteristik erfahren. Das Ergebnis bleibt im Grunde ein tragisches. Er, der vom Minister von Heinitz ca. 1789 den Auftrag erhielt, das Riesengebirge in seinen wichtigsten Motiven darzustellen, war damit der erste, der mit künstlerischen Mitteln an einen großartigen Gegenstand herangehen durfte. Doch das künstlerische Vermögen reichte in keiner Weise aus. Es entstand eine gefällige und tatsächlich allseitig gefallende Publikumsmalerei mit postkartenhafter netter Aufmachung der Motive (Schneekoppe, Isergebirge usw.), die dem Gegenstand nicht gerecht werden konnte.

Wenn wir uns einer Landschaft Reinhardts zuwenden (Abb. 1), die mit dem Gebirge unmittelbar nichts zu tun hat, so deshalb, weil der Maler hier seine Mittel mit größerem Erfolg als sonst aufgeboten hat und aus dem Bemühen eine Leistung entstanden ist. Im Schatten eines steilen Hügels zieht sich der Fluß nach links, um in scharfer Kurve zwischen zahlreichem Geröll hinter den felsigen Hängen zu verschwinden. Damit ist zugleich der Blick in die Ferne abgeriegelt, und die Sprache des Bildes entwickelt sich im Grunde lediglich zwischen diesen beiden Talwänden. Überall tritt der gewachsene Fels in steilen Abstürzen und schroffen Klippen aus dem dichten Baumbestand hervor. Dem Maler gelingt es nun, aus diesen einfachen Motiven in rhythmischem Wechsel von vorn und hinten, dunklem Wald hier und hell belichteten Felsklippen dort, eine schlichte, aber überzeugende Stimmung wachsen zu lassen. Ganz offensichtlich zielt der Gesamteindruck auf das Lyrisch-Intime, auf die Abgeschlossenheit einer stillen Ecke, die beschauliche Beobachtung erlaubt, liebevolle Versenkung in zahllose Einzelheiten eines Baumschlages. Geduldig und in angespannter Beobachtung wird das Laubwerk getüpfelt und anschaulich

*) Breslau 1931, Verlag W. S. Korn.



Abb. 1. Eine Ansicht des Bobertales
Von Carl Christoph Reinhardt (1738—1827). Breslau, Museum der bildenden Künste

unterschieden von der zierlichen, durchbrochenen Silhouette der Tannen, die sich leicht und fein gegen die Luft abheben. Der Angler vorn am Ufer unterstreicht die Stimmung, und umgekehrt ist alles vermieden, was sie beeinträchtigen könnte. Besonders in der Behandlung der Felsen ist das deutlich, ihnen ist alles Scharfe, Zackige genommen, was noch durch die helle, zarte Färbung betont wird. Auch in dem Gesamtkolorit mit seinem lichten, selbst in den Schatten zurückhaltenden Grün im olivfarbenem Grundton, ferner mit dem etwas indifferenten Himmel will der Künstler dasselbe sagen. In erster Linie handelt es sich ihm um ein Idyll, in das von ferne das Brausen des Wassers tönt. Dieses ins Mythologische gewendet ausgesprochen Arkadische geht mit einer Grundstimmung des Jahrhunderts, etwa mit Salomon Gessners Idyllen in der Literatur durchaus zusammen. Erst später brach sich eine mehr heroische Auffassung der Natur Bahn, die sich unmittelbar vor das herabstosende Wasser stellte und deren Ziel wie bei J. A. Koch die Macht und Größe der Naturkräfte war. Wichtig an Reinhardt ist uns, daß er mit diesem Motiv aus dem Bobertal überhaupt an die Natur herangeht, uns keine Wirklichkeitsferne, künstlich gestellte Komposition mit mythologischer Staffage bietet, sondern offensichtlich etwas von dem Zauber eines romantischen Erdentwinkels, an denen Schlesiens so reich ist, in der leisen und verhaltenen Art seiner Epoche, der Spätzeit des 18. Jahrhunderts, mitteilen will. Cornelius Müller

Erzeugung u. Veredlung des Glases im Hirschberger Kessel

Dort, wo die Natur mit ihren Bodenschätzen und ihrem Reichtum an Tieren und Pflanzen und der Mensch mit seinem Willen und seiner Kraft, die Natur zu meistern, zusammenwirken, formt sich das Bild einer Landschaft. So war es nicht so sehr der Bauer, der die Hänge und Taleinschnitte des Riesen- und Isergebirges mit ihren unermesslich weiten Wäldern zur Siedlung wählte, wohl aber der Glasmacher. Er suchte und fand hier den Quarzsand, die unerschöpfliche Fülle an Holz zur Feuerung seiner Öfen und zur Pottascherebereitung. Dadurch sind im Gebirgslande die Glasmeister die Wegbereiter und Schrittmacher der deutschen Besiedlung im Mittelalter geworden. Im Wildwald errichtet der Glasmacher seine Hütte und wandert mit ihr bergwärts, sobald er eine große Fläche rings um den jeweiligen Standort der Hütte kahlgeschlagen. In diese freie, gerodete Fläche rückt dann erst der Bauer nach mit Pflug und Sätuch. Diesen gewiß nicht gering zu veranschlagenden Anteil der Glasmacher am deutschen Siedelwerk hat Marie Klante in ihrem ausgezeichneten Aufsatz¹⁾ umrissen. Wichtigste Tatsache in diesem Zusammen-

¹⁾ „Schleisisches Glas im Wandel der Jahrhunderte“ in *Schleisisches Jahrbuch*, 8. Jahrgang 1935/36. — „Roden, Brennen, Bauen — das war der Lebenskreislauf der Hüttenleute, Geschlecht um Geschlecht. In dieser dauernden Urbarmachung liegt der siedlungshistorische Wert der Glasmacher für das Schlesiertum, der in den ersten Jahrhunderten der Kolonisation das eigentliche Handwerk an allgemeiner Bedeutung überträgt.“



Kunstsammlungen der Stadt Breslau

Abb. 1. Zwei schlesische Hochschnittpokale vom Ende des 17. Jahrh., in der Mitte Breslauer Igel mit Laub- und Wandwerkdekor in Tiefschnitt, Schlesien um 1725

hange ist, daß es deutsche Glasmacher hieken wie drüben des Rammes, der Grenze waren, die die Hütten anlegten. Vom Ausklang des Mittelalters an läßt sich an Hand der Urkunden dieser Zug der Glasmacher nach dem schlesischen Gebirge auf beiden Flanken nachweisen. Wir finden Schlesier (die Friedriche) und ober-sächsische, aus dem Erzgebirge eingewanderte Familien (die Schürer, Preußler u. a.)¹⁾. Das sog. „böhmische“ Glas ist also ebensogut Erzeugnis deutscher Handwerker wie das auf schlesischem Boden von den gleichen Glasmacherfamilien hergestellte, was gegenüber Ansprüchen von tschechischer Seite festgehalten werden muß.

In die Siedelzeit selbst reichen urkundliche Erwähnungen von einer Glashütte im Hirschberger Kessel zurück. Es ist die 1366 erwähnte Hütte in „Schribirshau“, die dann noch mehrmals in Verkaufsurkunden im 14. Jahrhundert genannt wird. Zwar hat sich mit Sicherheit von den erhaltenen mittelalterlichen Gläsern bisher keines als schlesisch nachweisen lassen, doch wird das Scheibenglas die Grundlage der Erzeugung gewesen sein, da es zur Verglasung der Fenster in Kirchen und Wohnbauten allenthalben benötigt wurde. Daneben ist auch primitiv geformtes Hohlglas (Gefäße) hergestellt worden. Im 16. Jahrhundert ändert sich dann das Bild. Schaugeräte in den verschiedensten Werkstoffen werden vom Adel, vom Bürgertum, von den Zünften und vom Rat in Auftrag gegeben. Und an der Ausführung sind

¹⁾ Marie Klante a. a. O.



Kunstsammlungen der Stadt Breslau

Abb. 2. Schlesische Waldgläser des 16. und 17. Jahrh. als Scherzformen.
 Links: „Breslauer Igel“, Mitte: Kutroff, rechts: Tanzbär

nun auch die Glasmacher beteiligt. Einen Widersacher allerdings mußten die heimischen Glasmeister erst aus dem Felde schlagen, das hauchzarte, zu bizarren Gestaltungen geformte venezianische Glas, das seinen Weg auch nach Schlesien fand, wie aus Baurechnungen und Marktrechten des 15./16. Jahrhunderts sich erweist. Das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau birgt zudem einen formschönen venezianischen Pokal, der für Matthias Corvinus um 1480 geformt, das böhmische und ungarische Wappen in Schmelzfarben inmitten eines Schuppenmusters zeigt und einem schlesischen Adligen vielleicht als Dank für Waffenhilfe geschenkt wurde. Die Auseinandersetzung mit diesem Einfuhrgut brachte unseren Glasmachern zwar wichtige Anregung, der heimische Werkstoff — das schwerere Kaliglas im Gegensatz zu dem Sodaglas Venedigs — zwang von sich aus schon zu eigenen Wegen. Auch das, was man ungestört übernehmen konnte — die Bemalung mit Emailfarben z. B. — blieb nur technische Anregung, die Art der Anwendung wurde vom deutschen Formgefühl bestimmt. So sieht das 16. und 17. Jahrhundert in Schlesien — wie auch im übrigen Reich — die emailbemalten Zylindergläser, die Willkommhumpen mit ihrem Bilderreichtum an biblischen, sinnbildlichen und handwerklichen Darstellungen und die entweder freigeblasenen oder mit der Zange weitergestalteten Formen — Krautstrunk, Nuppenglas, Kutroff, Angster, Paßglas, Pistolen, Hacken, Flöten, Tiere und all die aus



Kunstsammlungen der Stadt Breslau

Abb. 3. Zwei Willkommhumpen mit Emailbemalung und ein Willkomm mit Lackfarbenmalerei und Diamantritzung. Die Emailgläser schlesische Arbeiten von 1594 und 1596

deutscher Phantasie geborenen Schöpfungen — entstehen. Die gläserberühmte Sammlung des Breslauer Museums nennt aus dieser Zeit bezeichnende Stücke dieser Gattungen ihr eigen, darunter als späten Ausläufer der Emailgläser den 1727 anlässlich der Freisprechung eines Mitgliedes der auch im Hirschberger Kessel ansässigen Glasmacherfamilie der Preußler entstandenen Willkommhumpen. Neben einem Bivatspruch auf die „kunstreiche Gesellschaft der Glasmacher“ ist rings um den Humpen ein Glasofen mit werkenden Bläsern aufgemalt, so wie er auf den Hüttengütern der Preußler in Wirklichkeit auch gestanden hat. Die Masse dieser Gläser aus der Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts ist teilweise noch ungeklärtes Gut von dunkelgrüner Farbe, allerdings finden sich schon zeitig die Bemühungen, durch Zusatz von bestimmten Stoffen die Masse zu läutern.

Und hier setzt die entscheidende Leistung der sudetischen Gläserzeugung ein, durch Darstellung kristallklaren Glases unter Verwendung eines Kreidetzusatzes, der auch dickwandige Glasformen hell im Lichte durchscheinen läßt. Dieses „Kristallglas“, dessen Erfindung etwa in die Zeit um 1680 fällt, ebnet der Veredlung durch den Schnitt neue Wege. Der Glasschnitt, an sich eine sehr alte Technik, ist um 1600 von dem „Hof- und Kammeredelsteinschneider“ Rudolfs II., Caspar Lehmann, in Wiederaufnahme gebracht und nachher vielerorts, in Nürnberg, in Frankfurt und auch in Schlesien geübt worden. Da man aber die Gläser, um die Durchsichtigkeit als Voraussetzung für die Wirkung des Schnittes nicht zu beeinträchtigen, dünnwandig formen mußte, war man auf eine verhältnismäßig flache, nur die Oberfläche angreifende Einwirkung des Schneidrades beschränkt. Das Kristallglas schafft hier Wandel, indem es ein nach der Tiefe sich stufendes Relief zuläßt. Jetzt, wo allenthalben die Schneidräder surren, verringert sich die Zahl der Gläserformen und umfaßt im wesentlichen den ungefußten Becher, den Pokal auf Fuß mit und ohne zwischengesetzten Schaft und das muschelförmige „Ambrosiaschälchen“ für Konfitüren. Dafür streut sich die Fülle ornamentaler und figürlicher Schmuckformen über ihre Wandungen. Zwei Techniken kennt der Glasschneider, den Hoch- und den Tiefschnitt, beiden die dem Werkstoff Glas gemäße Wirkung abringend. An der Ausbildung des Hochschnittes hat das Hirschberger Tal den entscheidenden Anteil. Hier, gefördert durch die Schaffgotsch, arbeitet Friedrich Winter, der den Vorschlag macht, eine mit Wasserkraft betriebene „Schneidmühle“ einzurichten und durch Einstellung einer Anzahl von Glasschneidern eine Art Manufaktur zu gründen, ein Vorschlag, der sich aus der sowieso schon vorhandenen Arbeitsteilung zwischen Bläsern, „Schlagreibern“ und „Kuglern“ — die das Facettieren und den Stern- und Olivenschliff besorgen — und den eigentlichen Glasschneidern ergibt. Durch die Förderung, die die reichsgräfliche Familie dem Friedrich Winter zuteil werden ließ, erklärt sich auch die Tatsache, daß die meisten der erhaltenen hochgeschnittenen Gläser das Schaffgotsche Wappen zeigen. Ein kurzes Wort zu dieser Technik. Bei ihr bleibt das Muster erhaben stehen, während der Grund ringsum mit dem Rade weggeschnitten wird. Kräftige Akanthus- und Palmettenranken, z. T. tief unterschritten, bilden die Zier dieser Gläser, die in ihrer dickwandigen Schwere und mit ihren massigen Formen so recht der Ausdruck barocken Empfindens sind. Daneben wurde aber weiter der Tiefschnitt gepflegt, häufig auch in Verbindung mit dem Hochschnitt. Bei ihm wird das Muster in den Grund selbst, der ringsum unangetastet bleibt, eingesehnt. Da der Tiefschnitt geringere Wandstärken beansprucht als der Hochschnitt und infolgedessen zierlichere Formungen des Glases zuläßt, verdrängt er im leichteren Gestaltungen bevorzugenden Spätbarock und vor allem im Rokoko völlig den Hochschnitt. Zudem bietet er mehr Bewegungsfreiheit und läßt die ganze Fülle der Ziermuster von rein ornamentalen Formen

(Bandwerk, Rocailles), von Blüten und Insekten, von Landschaften (z. B. die vielen Ansichten des Riesengebirges) und vielfigurigen Szenen aus dem Leben der Gesellschaft, des Handels und Gewerbes, aus den Schlachten der schlesischen Kriege und Szenen sinnbildlichen Inhaltes über die Gläser sich streuen. Mit diesen Schöpfungen erobert sich Schlesien die Gunst der Käufer und Besteller in aller Welt.

Die Angliederung an Preußen brachte dann allerdings für Schlesiens Gläserzeugung durch die zollpolitische Abschnürung von den bisherigen Märkten und Einfuhrsperre nach den übrigen preussischen Landesteilen (eine Maßnahme zugunsten der brandenburgischen Hütten) einen fühlbaren Rückschlag. Die handwerkliche Qualität freilich wurde davon nicht, wenigstens zunächst, berührt. Im 19. Jahrhundert spielt sich sogar die sudetische Glasmacherkunst noch einmal in den Vordergrund mit den in der Masse gefärbten oder mit farbigen Überfängen und durch Schliff und Schnitt verzierten Gläsern. Es kommt im Hirschberger Tal daher noch zu Neugründungen von Hütten, in Karlstal unter dem letzten Preussler und in Josephinenhütte unter seinem Schwiegerohne Franz Pohl. Gerade dieser hat noch viel von dem geheimnisumwitterten Glasmacher der alten Zeiten an sich, der die Phantasie des Volkes ähnlich wie der Alchimist beschäftigt. Pohl experimentiert in großem Stil und hält schließlich als Frucht seiner Mühen um diesen in jeder Hinsicht spröden und doch so reizvollen Werkstoff die Nachfindung des einst von den Venezianern erfundenen und dann in Vergessenheit geratenen Faden- und Netzglases in Händen. Bei dieser Technik durchziehen die klare Glasmasse senkrecht oder spiralig gewundene oder mannigfach überkreuzte und verstrickte Fäden aus gefärbtem Glase.

Doch die zunehmende Industrialisierung mit ihren Schleudertwaren zu billigen Preisen greift auch auf die Glasmacherkunst über (Preßgläserzeugung), trägt zur Verrohung des Geschmacks der Käuferschichten bei und gräbt so dieser edlen Kunst nahezu völlig das Wasser ab. Neben den maschinell hergestellten Gläsern hat an dieser Entwicklung das Bleikristallglas, eine englische Erfindung des 18. Jahrhunderts, das sich durch höheres Lichtbrechungsvermögen kennzeichnet, schuld. Freilich nicht so sehr der Werkstoff selbst, der schon seine Reize haben kann, als die eintönig und öde immer wiederholten gleichen Stern- und Rosettenmuster in Schleiftechnik, die von einer Gedankenarmut ohnegleichen sind. Die kalte Pracht der so behandelten Bleikristallgläser kommt allerdings der Prunksucht mancher Käuferschichten entgegen. Daneben haben sich aber erfreulicherweise noch einige Glasschneider, und gerade im Hirschberger Bezirk, bis in unsere Tage hinübergerettet. Und es scheint fast, als sollte sich diese edle Kunst heute wieder neue Freunde gewinnen.

Erich Meyer-Heisig

Der Warmbrunner Tallsackmarkt

Am Palmsonntag strömt die Bevölkerung des Riesengebirges in Bad Warmbrunn zum „Tallsackmarkt“ zusammen. Schausteller mit Volksbelustigungen haben nicht vor dem Orte, sondern in einigen Straßen des einer fürstlichen Residenz ähnlichen berühmten Kurortes ihre Buden aufgebaut; Stände mit Lebensmitteln und Erfrischungen vervollständigen das Bild. Kaum einer aus der fröhlichen Volksmenge und selten jemand aus der Schar der zugereisten, auf ein echtes Volksfest begierigen Schaulustigen weiß, warum der „Markt“ eingerichtet wurde und was das Wort „Tallsackmarkt“ bedeutet. Als Tallsäcke bezeichnet man Backwerk in Gestalt von Männchen und Weibchen aus Semmelteig (Abb. 1), nie aus Pfefferkuchen oder ähnlichem. Schon einige Tage vor dem Feste beginnt der Verkauf und dann das fröhliche Schenken und eifrige Verzehren des lustigen Backwerkes. Von den eigenartigen Tallsäcken aus muß an die Deutung des Volksfestes herangegangen werden.

Wie fast allen Völkern der Vorzeit waren auch den Germanen Menschenopfer – Kriegsgefangene und Sklaven – nicht völlig fremd; bei ganz besonders wichtigen Anlässen wie Frühlingsanfang, Ernte, Winter- und Sommersonnenwende, Mißwachs und Seuchen brachte man ausnahmsweise den Göttern Menschenopfer als Dank oder zur Befänstigung. Auch bei Gründung einer neuen Heimstätte, Neubesiedlung einer Gegend usw. opferte man Menschen; diese Sitte tritt uns in milderer Gestalt noch in den aus dem Grunde der mittelalterlichen Städte, Burgen und Stadtmauern immer wieder geborgenen Bauopfer in tönernen Gefäßen entgegen. Hier sind Menschenopfer längst geschwunden; Hühner, Tauben, Eier, Garten- und Feldfrüchte stimmten in milderer Zeit die unterirdischen Mächte freundlich, wenn auch tatsächlich noch im Mittelalter hie und da von Kindesopferungen berichtet wird. Ähnlich milderten sich die Opfersitten an den hohen Festtagen; die den Göttern schuldigen Menschen- und Tieropfer wurden in Form von Backwerk dargebracht; in manchen Gegenden wurde Blut hineingebacken, Brot mit Tauben-, Hasen- und Katzenblut beträufelt. Besonders die sogenannten Gebildbrote wie „Zubenschenkel“, „Schienbeinel“, „Totenbeinel“ weisen eindeutig auf ehemalige, nunmehr nur symbolische Menschenopfer hin. Die schwäbischen Hanselmännchen und Hanselweibchen, mit denen sich die erwachsene Jugend beschenkt, ohne zu ahnen, daß es sich um einen Fruchtbarkeitszauber handelt, besitzen dieselbe Bedeutung wie die Warmbrunner Tallsäcke.

Die Deutung der tatsächlich nie aus Kuchenteig hergestellten Gebildbrote, wird durch mehrere Beobachtungen erleichtert und bekräftigt. Das Fest fällt in den Anfang des Frühlings; die Götter sollten also Feldern, Vieh und Menschen Fruchtbarkeit schenken; mit Opfern ersuchte man ihre Geneigtheit. Dieses Frühlingsfest feierte man an den heißen Quellen des Warmbrunner Tales, wo die Götter den Menschen Gesundheit spendeten und wo



Abb. 1. Zwei Tallsäcke vom
Tallsackmarkt aus Warm-
brunn

ständig Quellenopfer dargebracht wurden; daher werden noch heute die Volksbelustigungen nicht außerhalb des Ortes auf einem freien Platze, sondern in den Straßen des Ortes, nahe den Thermalquellen ausgeführt. Wenn in früheren Jahren nur mit größtem Vorbehalt von einer alten, vielleicht schon aus der Vorzeit stammenden Sitte gesprochen werden konnte, weil eine Besiedlung des Hirschberger Kessels und seiner Randgebirge in der Vorzeit ausgeschlossen erschien, kann nun mit Bestimmtheit angenommen werden, daß es sich um eine tatsächlich uralte, in der Vorzeit, ja sicher in der germanischen Zeit wurzelnde Sitte handelt. Der vorgeschichtliche Mensch besiedelte seit mehr als 4000 Jahren dieses Gebiet, und besonders wichtig erscheint der kürzlich erfolgte Nachweis germanischer Siedlungen im „wandalischen Gebirge“, dem Riesengebirge (Mtschlesien VI, S. 1). Da nun weiter feststeht, daß noch in der Völkerwanderungszeit Wandalen und Burgunden in der Hirschberger Gegend saßen, muß sich die Sitte aus der Vorzeit bis in die Gegenwart erhalten haben.

Inmitten des Warmbrunner Tales, an den auch dem vorgeschichtlichen Menschen bekannten, besuchten und benützten Heilquellen, huldigte man einst der Götterverehrung; am östlichen Ende des Warmbrunner Tales stieg man zu der 680 m hoch gelegenen Annakapelle, um ebenfalls den Göttern Quellenopfer darzubringen (Mtschlesien VI, S. 1); dort hat sich der Ruf der Quelle und der Glaube an ihre Wunderkraft bis in die Gegenwart gerettet. So besitzt der Hirschberger Kessel in seinem westlichen Teile, dem Warmbrunner Tale, zwei vorzeitliche Kultstätten von einst großer Bedeutung. Die uralte Verehrung jener Stellen, an denen die heilsamen Gaben der Natur den Menschen in besonders reichem Maße zuteil wurden und noch werden, hat sich aus germanischer Zeit in deutlich erkennbaren, gut überlieferten geistigen und dinglichen Resten und Hinweisen bis in die Gegenwart erhalten.

Fritz Gschwendt

Sind die Steinkessel im Riesengebirge Opferkessel?

Wem sind nicht auf seiner Wanderung durch die Täler und Höhen des Riesengebirges jene z. T. wundervoll ausgeschliffenen Steinkessel aufgefallen, die im Volksmunde unter dem Namen Opferkessel bekannt sind? Zahlreich wie die Zahl der Aufsätze sind auch die Meinungen über die Entstehung und Deutung dieser eigenartigen vielgestalteten Steinaushöhlungen. Worbis, Mosch und Drescher in der ersten Hälfte und Mitte des vorigen Jahrhunderts hielten sie für durch Menschenhand hergestellte Opferschalen, in denen das Blut geopferter Feinde aufgefangen wurde, um aus ihm durch germanische Priesterinnen, ähnlich den Druiden, Schlachtenglück und Not zu deuten. Geologen und Geographen wie Gruner, Berendt, Partsch und Passarge sahen darin natürliche Bildungen, über deren Entstehung die Ansichten stark auseinandergehen, aber interessant genug sind, hier einige Beispiele davon zu geben. Berendt hielt sie für Gletschertöpfe, Zeugen eiszeitlicher Riesengebirgs-gletscher. Passarge will ihren Ursprung auf Sand oder Staubausblasungen während einer wüstenartigen früheren Erdpoche zurückführen. Die Partsch'sche Ansicht indessen, sie als Ergebnis der Verwitterung, die durch die innere Beschaffenheit der Steine, in denen jene Kessel liegen, bedingt ist, anzusehen, hat sich für den größten Teil dieser Naturerscheinungen als am wahrscheinlichsten durchgesetzt. Ihr Vorkommen beschränkt sich in der Hauptsache auf Granit, vereinzelt auch auf Sandstein, selten auf Seneis und Porphyr. Im Riesengebirge selbst finden sie sich hauptsächlich dort, wo Granit ansteht. Ebenso sind sie auf diesem Gestein im übrigen Deutschland, z. B. im Harz, Fichtelgebirge, der Rheinpfalz und Franken vertreten. Außerhalb unseres Reiches finden wir sie in Skandinavien, England, Frankreich, der Schweiz und Indien, hier am Fuße des Himalaja. Die Formen dieser Aushöhlungen sind recht mannigfaltig und ähneln, um nur einige zu nennen, flachen Tellern, Näpfen, Mulden, Kesseln und sitähnlichen Gebilden, wobei uns nur die beiden letzten Formen interessieren. Ihr Durchmesser schwankt durchschnittlich zwischen 0,50, 1,50 und 2,50 m. Die Tiefe kommt oft dem Durchmesser gleich, mitunter übersteigt sie ihn noch. Ihre Form ist selten kreisrund. Mit die bekanntesten auf anstehendem Granit vorhandenen Kessel, sind die an der West- und Südseite der Burg Kynast befindlichen. Ihr geselliges Auftreten findet sich hier an der geneigten Oberfläche des Felsen, der unter einer 5–10 m hohen steilen Felskuppe liegt, deren Form durch die Witterungseinflüsse im Laufe der Zeit abgerundet ist. Die Regenrinnen sind auf dem Gestein sehr deutlich zu sehen. Es ist erklärlich, daß hier das herabschießende Wasser im Laufe der Jahrtausende stattliche Aushöhlungen bilden konnte. Eine treppenartige Anordnung zeigen die Steinkessel von Agnetendorf. Bei langen Regengüssen fließt das Wasser von Stufe zu Stufe. Auf den Treppen lassen sich die Spuren des Regenwasserlaufes deutlich verfolgen. Von den Steinkesseln auf erratischen

Blöcken wären u. a. die Zuckerschale bei Schreiberhau und der Käse- und Brotstein bei Hain zu nennen. Der Rand der Kessel, auch bei der allgemein normalen Lage auf dem Gestein, ist selten regelmäßig, oft durch eine Abflusssrinne (im Volksmund Blutrinne) nach außen durchbrochen. Es ließen sich da viele Varianten aufzählen. Der Entstehungsvorgang dieser Steinkessel liegt im besonderen darin, daß der Granit Einschließungen von verschiedener Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkungen der Witterung besitzt. Harte Teile sind von weichen umschlossen, diese werden im Laufe der Zeit herausgespült, so daß der harte Stein herausfallen muß. Es entsteht eine kleine Mulde. Regen, Wärme und Frost lockern das Gefüge immer mehr. Pflanzen in Form von Moosen, Algen und Spaltpilzen setzen sich dazwischen. In der anfangs flachen Mulde sammeln sich die Verwitterungsprodukte, Grus und Sand. Regen und Wind spülen den Schlamm in dem Kessel herum. Schließlich läuft dieser durch die sich notwendigerweise gebildete Rinne heraus. Der Prozeß kann von neuem beginnen, da das Gestein wieder ungeschützt der Witterung preisgegeben ist. Die Tiefe der Abflusssrinne geht konform mit der Tiefe der Mulde. Das Hauptmerkmal der Entstehung dieser Kessel in der Partsch'schen Theorie sind die Verwitterungsprodukte, Grus und Sand auf dem Boden der Kessel. Ebenso wichtig ist dabei die rauhe Wandung ihrer Innenseite, die sich sehr wohl von der vollständig glatten Wandung der Gletschertöpfe unterscheiden läßt.

Vom Standpunkt des Vorgeschichtlers sei hierzu gesagt, daß er es aus den verschiedensten Gründen ablehnen muß, sie für künstliche Erzeugnisse des vorgeschichtlichen Menschen zu halten und sich darin der Erklärung des Geologen anschließt. Ebenso wenig sind sie in irgendeine kultische Beziehung mit dem Menschen der Vorzeit zu bringen, wenigstens soweit sie das Riesengebirge betreffen.

Was wäre es zu irgendeiner kultischen Handlung in der Vorzeit nötig gewesen, Steinkessel aufzusuchen, die kaum für eine Person zugänglich sind, wie der auf den Käse- und Brotsteinen, andere wieder, die in schwindelnder Höhe liegen und nur von geübten Kletterern mit Hilfe des Seiles erreicht werden können. Dem vorgeschichtlichen Menschen lag wenig daran, für seine sakralen Handlungen halbsbrecherische Kletterübungen auszuführen. Es boten sich in den leichter zugänglichen Vorbergen tausend Gelegenheiten dazu. Was aber am meisten dagegen spricht, ist die stattliche Anzahl der Steinkessel in schon beträchtlicher Höhe, während nach den bis jetzt durch Dr. Geschwendt zusammengestellten Siedlungsfunden, ihre Lage die 700-m-Grenze im Riesengebirge nicht überschreitet. Die Opferstätten lagen in der Vorzeit selten weit entfernt von den Siedlungen, können also kaum höher gesucht werden als diese; liegt doch z. B. der Dreistein mit verschiedenen Kesseln und Mulden in 1264 m Höhe, und der Mittagstein, dessen Kessel nur durch eine hohe Leiter zu erreichen ist, 1423 m hoch. In den Vorbergen dagegen sind sie recht

vereinzelt anzutreffen und zwar findet sich z. B. einer in der Nähe des Bolzen-
schlosses bei Jannowitz, ein anderer am Südhänge des Battenberges bei
Plagwitz Nr. Löwenberg. Der Versuch einer Lösung des Problems über die
Entstehung und Deutung der Steinkeffel des Riesengebirges ist gemeinsam
von Geologie und Vorgeschichte unternommen worden und führte zu dem
gleichen Ergebnis, sie als ein logisches Spiel der allgestaltenden Natur an-
zusehen.

Gertrud Sage



Abb. 1. Blick auf Hirschberg

Verkehrsverein Hirschberg

Tagung der Ostdeutschen Arbeitsgemeinschaft
im Reichsbund für deutsche Vorgeschichte
verbunden mit der Wanderversammlung des Schlesischen
Altertumsvereins

Die Haupttagung für das Jahr 1936 findet vom 22. bis 24. Mai in
Hirschberg i. Nsgb. und in Kauffung im Bober-Kaßbachgebirge statt.

Freitag, den 22. Mai in Hirschberg:

8 Uhr: Eröffnung durch den Vorsitzenden, Begrüßungsansprache. (Großer
Saal der Hochschule für Lehrerbildung.)

9—13 Uhr: Vorträge von je 20 Minuten Dauer und 5 Minuten Besprechung:

1. Prof. Dr. Rode-Breslau. Untergrund und Oberflächenform der Hirschberg-Warm-
brunner Umgebung.

2. Prof. Dr. Seger · Breslau. Die Graffschaft Olaz in der Vorgeschichte.
 3. Prof. Dr. Tackenberg · Leipzig. Der sächsisch-böhmische Gebirgsraum in der Vorgeschichte.
 4. Landesamtskustos Dr. Geschwendt · Breslau. Das Riesengebirge in der Vorgeschichte.
 5. Studiendirektor Dr. Hohmann · Schwabau. Die wichtigsten Funde der Alt- und Mittelsteinzeit aus Brandenburg.
 6. Prof. Dr. La Baume · Danzig. Die wichtigsten Mittelsteinzeitfunde aus dem Gebiet der unteren Weichsel.
 7. Museumsdirektor Dr. Kunkel · Stettin. Die wichtigsten Mittelsteinzeitfunde aus Pommern.
 8. Museumsdirektor Dr. Gaerte · Königsberg. Die sogenannte mittelsteinzeitliche Knochenkultur Ostpreußens.
- 15 – 17 Uhr: Besichtigung des Riesengebirgsmuseums unter Führung von Direktor a. D. Dr. Meuß, Juwelier Wenke, Studienrat Dr. Sapp und Kustos Kunze.
- 17 Uhr: Stadtführung durch den Verkehrsverein.
- Ab 20 Uhr Kameradschaftsabend gemeinsam mit der Dozentenschaft und den Studierenden der Hochschule für Lehrerbildung Hirschberg.

Sonntag, den 23. Mai in Hirschberg:

9 – 13 Uhr: Vorträge:

1. Assistentin Dr. Rothert · Berlin. Zur Chronologie der Mittelsteinzeit in Schlesien.
 2. Assistent Dr. Voegel · Breslau. Neue Jungsteinzeitfunde aus Niederschlesien.
 3. Landesamtskustos Dr. Soy · Breslau. Die schlesischen Hügelgräber.
 4. Direktor des Landesamtes Dr. Petersen · Breslau. Die vorgeschichtlichen Ritzungen auf dem Stein von Samperödorf.
 5. Prof. Dr. Jahn · Breslau. Neues zur Wandalforschung.
 6. Museumsdirektor Dr. Pfützenreiter · Beuthen. Das wandalische Gräberfeld von Chorulla.
 7. Landesamtskustos Dr. Langenheim · Breslau. Die Bedeutung der Wikinger für Schlesiens Frühgeschichte.
 8. Prof. Dr. von Richtofen · Königsberg. Die ostdeutsche Vorgeschichtsforschung im Lichte der polnischen Wissenschaft nach der deutsch-polnischen Annäherung.
- 15 Uhr: Besuch von Bad Warmbrunn; Besichtigung der warmen Quellen und Thermalanlagen, der Gräfl. Schaffgottsch'schen Bäckerei und Sammlungen, Spaziergang durch den Kurpark. Führung: Badedirektor Nave, Kustos Martini, Expedient Wesseln.

Sonntag, den 24. Mai in Kauffung:

- 9 Uhr: Versammlung im großen Vortragsaal des Kalkwerkes Tschirnhaus, gemeinsam mit dem Schlesienschen Altertumsverein. Eröffnung durch den Vorsitzenden Prof. Dr. Hans Seger und techn. Direktor Ing. Witschel.
- Lichtbildervorträge: Landesamts-Kustos Dr. Geschwendt: Die Vorgeschichtsfunde des Bober-Katzbachgebirges. Landesamts-Kustos Dr. Soy: Die altsteinzeitlichen Fundstellen von Kauffung.

Anschließend Besichtigung der friderizianischen Steinbrüche, der Kitzelhöhle und der landesamtlichen Ausgrabung.

Ab 14.30 Uhr: Gleichzeitige Führungen und Besichtigungen: Direktor Witschel. Besichtigung des Kalkwerkes Tschirnhaus. Rustos Dr. Soz. Besteigung des Uhu- und Krähensteins mit den altsteinzeitlichen Fundstätten.



Verkehrsverein Hirschberg

Abb. 2. Altstadt von Hirschberg aus der Vogelschau

Mitteilungen

Am 16. Februar dieses Jahres verstarb zu Polśnitŷ Kreis Schweidnitŷ, der Amts- und Gemeindevorsteher i. R. Maximilian E a e d e r im Alter von 70 Jahren. Er hat dem Schlesiŷchen Altertumsverein durch 30 Jahre, also ein Menschenalter lang, als treues Mitglied angehört und die Arbeiten des Vereins an allen Orten, wohin ihn sein Beruf führte, eifrigst unterstützt. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Jahrhundertwende, als in seinem damaligen Wirkungskreise Peiŷterwitŷ Kreis Ohlau Gräber der frühen Eisenzeit von ganz eigenartigem Charakter zum Vorschein kamen, nach denen heute eine ganze Kulturgruppe als Peiŷterwiger Typ bezeichnet wird. Er schenkte damals alles, was er selbst an solchen Funden

erhalten hatte, und unterstützte auch die vom Museum vorgenommene Ausgrabung. Wir werden dem treuen deutschen Mann, der sich auch in seinem sonstigen Wirkungskreise vollste Anerkennung erworben hatte, ein ehrendes Gedächtnis bewahren.

Das vielgelesene Büchlein von Richard Müller „Auch das war einmal“, Geschichten aus vielen Jahrtausenden, ist im Verlage Priebatsch Breslau in neuer, verbesserter Auflage, trotz dessen aber zum herabgesetzten Preise von nur 2,40 R.M., neu aufgelegt worden.

Das Arbeitsdienstlager in Benschbude-Heidelager bei Grossen a. d. O. hat den Ehrennamen „Ostaf Rossinna“ erhalten.

Unsere Mitarbeiter können auf Wunsch Einladungen zu amtlichen Grabungen erhalten. In erster Linie werden die Mitglieder des Altertumsvereins berücksichtigt, die durch ihre Mitgliedschaft ihr ständiges Interesse für die vorgeschichtliche Forschung beweisen. Freilich ist es nicht in allen Fällen möglich, Einladungen zu versenden, z. B. wenn dringende Grabungen unverzüglich vorgenommen werden, oder wenn nach Untersuchung der Stelle die Grabung rasch abgebrochen werden muß.

Die große und reichhaltige Bücherei des Landesamtes über Vorgeschichte steht allen unseren Freunden, Mitarbeitern und Mitgliedern des Altertumsvereins zur Benutzung frei zur Verfügung; freilich nur innerhalb der Benutzerräume im Landesamte. Ausleihungen, besonders der in jeder Buchhandlung erhältlichen, weit verbreiteten Werke können nicht vorgenommen werden. Die Bücherei ist von 9 bis 14 Uhr, Sonnabends nur bis 12 Uhr geöffnet.

Beim 44. Belegang für Vor- und Frühgeschichte Schlesiens in Bernstadt Kr. Oels im April 1936 nahmen sowohl an

den Vorträgen als auch an der Beherwanderung 100 Zuhörer teil.

Am 2. Juni begeht die Gemeinde Maffel Kreis Trebnitz den 200. Todestag des Vaters der schlesischen Vorgeschichtsforschung Leonhard David Hermann, Pastor in Maffel. Vormittags wird ein Gottesdienst, nachmittags eine Gedenkfeier am Hermannstein auf dem Töppelberge abgehalten. Anschließend hält Dr. Nitschke-Breslau einen Lichtbildervortrag über „Die vorgeschichtlichen Funde von Maffel in der Beurteilung Hermanns und in der Gegenwart“.

Das in den „Mitschlesischen Blättern“ 1936, Seite 24 angekündigte Schulungslager für schlesische und ostdeutsche Vorgeschichte, das gemeinsam mit dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin und dem Reichsbund für deutsche Vorgeschichte in Schlawa eingerichtet werden sollte, mußte wegen Verkürzung der Pfingstferien in die Zeit vom 30. September bis 8. Oktober 1936 verschoben werden. Die bisher in Berlin eingelaufenen Meldungen gelten für den Herbst, falls nicht Widerruf erfolgt.

Neue Bodenfunde

Meldungen vom 15. Februar bis 31. März 1936

A. Provinz Niederschlesien

1. Bezirk: Breslau

Breslau - Stadt. Amtsgehilfe Schwanke lieferte eisernes Tüllenbeil ein.

Breslau - Stadt. Bootsmann Kozlowski legte neuzeitl. Gefäß vor.

Breslau - Schwoitsch. Chemigraph K. Pehold lieferte mesolithisches Feuersteingerät, Feuersteinstücke und vorgeschichtl. Scherben ein.

Breslau - Stabelwitz. Kreisleitung der NSDAP. meldete spätflaw. Scherbenfunde.

Breslau - Tschansch. Rektor Bengäfeld lieferte Scherben der P. V - VI ein.

Kreis Breslau

Bankwitz. Inspektor Goldbach meldete Siedlungsstellen. Amtl. Begehung ergab steinzeitl. und slaw. Scherben.

Weißau. Lehrer Ullich lieferte mittelalterl. Scherben ein.

Heidänichen. Museumsdir. Dr. Wandert, Görlitz, Kaisertrutz, lieferte alte Zeichnungen spätbronzezeitl. Gefäße ein.

Kammendorf. Lehrer Ullich aus Weißau lieferte Steinaxt mit Fäsen ein.

Klein Sägewitz. Outsbef. Suckert meldete Scherbenfunde auf frühdeutschem Turmbügel.

Malkwitz. Lehrer Einke aus Stabelwitz lieferte Grab der Marschwitzer Kultur ein.

Margareth. Chemigraph K. Pehold lieferte vorgeschichtl., mittelalterl. und neuzeitl. Scherben ein.

Maffelwitz. Dr. med. Hanke, Zobten, meldete Steinbeil, bronzenes Tüllenbeil und Buckelurne in Privatbesitz.

Naselwitz. Lehrer Karsuntke aus Zobten lieferte steinzeitl. Pflugschar, bronzenes Lappenbeil der P. III und bronzenes Tüllenbeil der P. IV—V ein. Dem Museum Zobten überwiesen.

Niederhof. Ungenannt meldet Funde in Privatbesitz.

Oßlitz. Lehrer Illrich meldete Funde in Privatbesitz.

Pleische. Lehrer Kubitzel meldete Steinhammer und Brandgrab.

Wirrwitz. Bauer O. Böhm meldete Gefährdung der Fundstelle.

Wüstendorf. Chemigraph R. Pegold aus Breslau lieferte wandalische Scherben, Spinnwirtel sowie slawische Scherben ein.

Zobten. Amtl. Begehung ergab zerstörtes Grab der P. IV und germ. Siedlungsscherben. Lehrer Karsuntke lieferte Buckelurne der P. III ein. Dem Museum Zobten überwiesen.

Zobten. Oberbürgermeister Dr. Fridrich, Breslau, meldete Kinderflapper der jüngeren Bronzezeit.

Kreis Suhrau

Bobise. Arbeiter Ziegler aus Herrnsstadt meldete durch Konservator Thamm zwei große Brandgruben.

Dahsau. Maurerlehrling Raabe aus Dahle lieferte über Konservator Thamm Bruchstück einer donauländischen Hacke ein. Dem Mus. Herrnsstadt überwiesen.

Herrnlaueritz. Lehrer Rudolf meldete über Konservator Thamm Steinaxt in Privatbesitz.

Herrnsstadt. Bauunternehmer Lindemann meldete durch Konservator Thamm Siedlungsstellen mit Scherben.

Hochbeltsch. Konservator Thamm lieferte Bruchstücke einer Hacke und Steinaxt, Flintabschlag und Spinnwirtel ein. Dem Museum Herrnsstadt überwiesen.

Klein Beltsch. Schuhmacher Jakob lieferte durch Konservator Thamm 4 vorgeschichtl. Scherben ein. Dem Museum Herrnsstadt überwiesen.

Lanken. Amtl. Festlegung einer Fundstelle.

Ober Waden. Maurer Braun lieferte durch Konservator Thamm Steinaxtbruchstück ein. Dem Museum Herrnsstadt überwiesen.

Sallschütz. Konservator Thamm meldete große Arbeitsaxt, Steinbeil, Bruchstück einer Hacke, Weilchen aus gebändertem Feuerstein, bronzezeitl. Scherben, Gefährdung von Hügelgräbern, Fund eines Bronzeknopfes, germ. Scherben, Spinnwirtel und Eisenschlackenstück. Dem Museum Herrnsstadt überwiesen.

Wehrse. Konservator Thamm meldete germ. Scherben des 4.—5. Jahrh. Dem Museum Herrnsstadt überwiesen.

Wifoline. Amtsvorsteher John lieferte mittelalterl. Scherben ein.

Kreis Mülltisch

Dobrtowitz. Tiefbauarbeiter Gufmann aus Trachenberg meldete Fund einer mittelsteinzeitl. Steinkeule.

Deutsch Schau. Lehrer Jarausch lieferte kaiserzeitl. Scherben aus zerstörtem Grab ein.

Sontowitz. Revierförster Naupach meldete über Landratsamt vorgeschichtl. Funde. — Amtsvorsteher Adler meldete Scherbenfunde mit Knochenresten.

Mansdorf (fr. Marentschine). Outspächter Sagner meldete Gefährdung der Fundstelle. Amtl. Untersuchung ergab bronzezeitl. Siedlung der P. VI und germ. Siedlung des 4. Jahrh.

Groß Perschnitz. Lehrer Musick lieferte germ. Gefäßbruchstück mit Zeichenbrand ein.

Kreis Namslau

Siesdorf. Zahnarzt Werner meldete Zerstörungen durch unbefugte Grabungen auf bekannter Fundstelle.

Kreis Neumarkt

Keulendorf. Museumsdir. Dr. Gandert, Dörlitz, Kaisertrutz, lieferte Zeichnung eines endbronzezeitl. Gefäßes ein.

Schlaupe. Museumsdir. Dr. Gandert, Dörlitz, Kaisertrutz, lieferte alte Zeichnung eines jungbronzezeitl. Weigefäßes ein.

Kreis Dels

Dörlitz. Bürgermeister Ernst meldete vorgeschichtl. Funde. Amtl. Untersuchung ergab kaiserzeitl. Fundstelle.

Outwohne. Lehrer i. R. Richter aus Süßwinkel meldet Hügelgräber.

Karlsburg. Schöffe Tixe meldete Steinsetzungen.

Kronendorf. Rektor Zwirner aus Sacrau meldete Schmelzöfen und Schlacken. Amtl. Untersuchung.

Mühlatschütz. Outsinpekt. Gottschalk meldete über Studienrat Baehniß aus Breslau flache Hügel.

Schmollen. Amtl. Begehung legte Fundstelle und Funde in Privatbesitz fest und ergab früheisenzeitl. und wandal. Scherben.

Sibyllenort. Förster Franke meldete Hügelgrab, Amtl. Begehung.

Wittdschütz. Chemigraph K. Pehold, Breslau, lieferte mesolithische Feuersteinsplitter und -geräte sowie bronzezeitl. Scherben ein.

Kreis Reichenbach

Meinitz. Lehrer Dinter lieferte verschlackte spätlatènezeitl. Scherben ein.

Seidersdorf. Amtl. Begehung ergab Scherben und Feuersteingeräte der jüngeren Steinzeit. Schachtmeister Bernert meldete den Fund einer Steinaxt vor 20 Jahren. — Bürgermeister Günzel meldete Skelettfunde. Amtl. Untersuchung ergab 3 Gräber der P. I.

Jordansmühl. Amtl. Untersuchung ergab steinzeitl. Siedlung und Gräber der jüngsten Bronzezeit. Lehrer Silber lieferte durchlochte Pflugschar ein. Bauer Niedenfür meldete tönernen Feuerbock. — Amtl. Begehung ergab steinzeitl. und wandal. Scherben.

Mittelsaulbrück. Kulturbaumeister Bachmann lieferte mittelalterl. Siebgefäß ein.

Mlietsch. Lehrer Silber aus Jordansmühl lieferte großes Steingerät aus Serpentin mit Nackenschäftungsritze ein.

Neudorf. Kulturbaumeister Bachmann legte Fundstelle eines mittelalterl. Münzfundes fest.

Ober Oräditz. Amtl. Begehung ergab spät-slav. Scherben.

Ober Johnsdorf. Lehrer Oröschel lieferte steinzeitl. Spinnwirtel und Scherben ein.

Petersdorf. Lehrer Oröschel aus Ober Johnsdorf lieferte Bruchstück eines Steingerätes aus Serpentin sowie steinzeitl. und germ. Scherben ein und meldete durchlochstes Steingerät.

Thomitz. Lehrer Oröschel aus Ober Johnsdorf lieferte Jobtenaxt, 2 Steinaxtbruchstücke und kaiserzeitl. Scherben ein.

Kreis Schweidnitz

Arnsdorf. Lehrer W. Böer aus Tschefchen lieferte Fotos, Fundbericht, Gefäße und Scherben aus Friedhof der mittleren und jüngeren Bronzezeit ein. Amtl. Untersuchung ergab drei Gräber der mittleren Bronzezeit.

Deutmannsdorf. Zahnarzt Dr. Scholz aus Schweidnitz meldete vermeintliche Hügelgräber.

Niederweistritz. Bankbeamter Liez, Schweidnitz, meldete Steinbeil in Privatbesitz.

Ober Kunzendorf. Lehrer Walter meldete Steinbeil.

Schönbrunn. Stud. phil. Klammert lieferte vorgeschichtl. und mittelalterl. Scherben ein.

Zirlau. Arbeiter Nitschmann lieferte mittelalterl. Anopfdeckel ein.

Kreis Strehlen

Neobschütz. Lehrer Thomas lieferte Reste einer nordischen Krugflasche, Wandbewurf und Menschenknochenreste ein und meldete Funde in Privatbesitz.

Kreis Trebnitz

Sauerbrunn (Skarsine). Lehrer Zimmer lieferte mittelslaw., spätslaw. und frühdtisch. Scherben ein.

Kreis Trebnitz. Fahrsteiger i. R. Mettin aus Duben meldete über Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin vorgeschichtl. Gefäß. (?)

Kreis Waldenburg

Fürstensteiner Grund. Lehrer Barth meldete dicknackiges Feuersteinbeil in Privatbesitz.

Polznitz. Schüler Gampert lieferte durch Lehrer Barth ein dicknackiges Feuersteinbeil ein.

Kreis Wohlau

Großendorf. Gewerbelehrer Serbin, Steinau, lieferte 3 spätbronzezeitl. Weigefäße ein.

Kroschau. Gewerbelehrer Serbin, Steinau, lieferte spätslaw. Scherben und Eisennagel ein.

Delschen. Gewerbelehrer Serbin, Steinau, lieferte ein Grab der P. I und slaw. Gefäßreste ein und meldete Schmelzöfen.

Röchlitz. Lehrer Anders lieferte mittelalterl. Scherben ein. Stud. phil. Köstler meldete Gefäß der P. V in Privatbesitz.

Steinau. Gewerbelehrer Serbin legte mittelalterl. Spinnwirtel vor.

Wangern. Landratsamt Wohlau meldete durch Konrektor Juhnke, Lehrer Doerfel, Piskorsine, über Gewerbelehrer Serbin, Steinau, Urnenfund beim Stöckeroden.

Wohlau-West. Konrektor Juhnke meldete Gräber der frühen Eisenzeit.

2. Bezirk: Liegnitz

Kreis Freystadt

Rölsch. Lehrer Dürhardt lieferte Scherben der P. III und Rest eines Mahlsteines ein.

Kusser. Kaufmann Dehmel aus Neusalz lieferte Gefäße der P. V — VI ein.

Niederherzogswaldau. Amtliche Flurbegehung.

Nieder Siegersdorf. M. Dehmel und Kantor Bauer aus Freystadt meldeten bronzezeitl. Urnenfunde.

Pürben. Lehrer Ehrlich lieferte Gefäße der P. VI und Bronzenadeln ein.

Steinhorn. Lehrer Ehrlich aus Pürben lieferte Gefäß der P. III und bronzezeitl. Scherben der P. V—VI ein.

Zölling. Stud.-Rat Dr. Klose aus Grünberg lieferte über Kaufmann Dehmel aus Neusalz Scherben der P. VI und Webegewicht ein.

Kreis Slogau

Klein Tschirne. Kantor Habel meldete über Lehrer F. Grohmann aus Beuthen a. d. O. jungbronzezeitl. Urnengrab.

Quaritz. Lehrer Thiel lieferte jungsteinzeitl. Siedlungsfunde ein.

Schwusen. Waggerführer Steinert aus Trachenberg meldete über Konservator Thamm, Herrnsstadt Hirschgeweih und Einbaum.

Simbsen. Lehrer Striegel meldete Urnengräber.

Kreis Slogau. Amtl. Untersuchung ergab ein bronzenes Tüllenbeil und 5 früheisenzeitl. Weigefäße in Privatbesitz.

Kreis Goldberg

Kreibau. Vaultg. der R. W. meldete vorgeschichtl. Gräber. Amtl. Untersuchung ergab ein Grab der P. VI.

Kreis Grünberg

Bobernig. Kaufmann N. Dehmel aus Neusalz meldete Gefäßfunde der mittleren bis jüngeren Bronzezeit.

Bobabel. Stud.-Rat Dr. Klose aus Grünberg meldete vorgeschichtl. Gräber.

Groß Offen. Stud.-Rat Dr. Klose aus Grünberg lieferte Scherben der P. IV ein.

Danitz. Stud.-Rat Dr. Klose aus Grünberg meldete Skelettfunde.

Umgebung von Grünberg. Museums-Dir. Dr. Wandert Sörlitz, Kaisertrutz, lieferte alte Fundzeichnungen ein.

Kreis Zauer

Kalthaus. Zahnarzt Werner aus Rohnstock lieferte vorgeschichtl. Scherben ein.

Rohnstock. Zahnarzt Werner lieferte vorgeschichtl. Scherben ein.

Kreis Siegnitz

Merschwitz. Dr. Feige, Parchwitz, lieferte spätlatw. und frühdtisch. Scherben ein.

Mittel Koitsch. Bauer Schönfelder aus Rogau lieferte pyramidenförmiges Webegewicht und bronzezeitl. Scherben ein.

Rogau. Amtl. Untersuchung ergab germ. Scherben und Lehmziegelstücke aus Steinsetzung.

Kreis Lüben

Herzogswaldau. Gewerbelehrer Serbin aus Steinau lieferte runden Stein mit einseitiger Grube ein.

Kreis Sprottau

Burau. Bauleitung des Flugplatzes meldete Urnenfund. Amtl. Untersuchung ergab Grab der frühen Eisenzeit.

Niederhartmannsdorf. Kreisbildstellenleiter Luge aus Sagan meldete Gefährdung eines Urnengrabes.

Petersdorf. Sendamerieposten meldete über Amtsvorsteher Primkenau neuzeitl. Münzfund.

Schlesien (Fundort unbekannt)

Lehrer Ulrich aus Weillau meldete Funde in Privatbesitz.

Stud. phil. Kößler meldete Gefäße der Bronzezeit in Privatbesitz.

B. Außerhalb Schlesiens

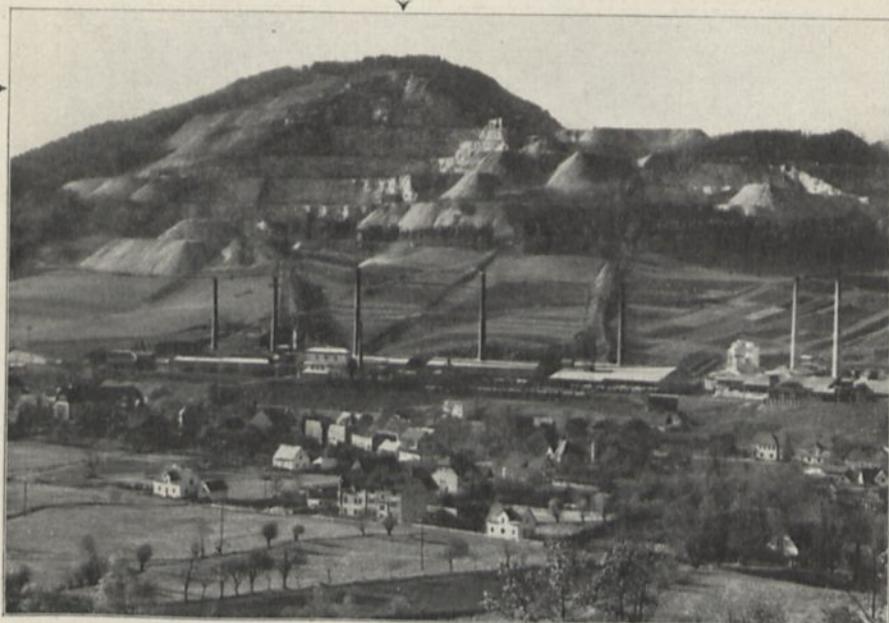
Försterei Wartewald (Kr. Dobornik, Polen). Wirtschaftsbeamter Seiler, Dels, lieferte kleines wandalisches Gefäß ein.

Rumänien, Gegend von Odobesti. Ungenannt schenkte Silberschmuck, Korallenkette, Bronzeschmuckfächer und Silberspiegel aus Gräbern.

* * *

Auflagenhöhe von Heft 3—4, 1936: 3000 Stück.

Verlag: Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau 1, Schloß (Westflügel)
Druck: Schlesiische Druckerei A. S., Breslau 2, Tauenzienstraße 49



Kaufung, das Kalkwerk Tschirnhaus und dahinter der Kigelberg.
 Beim Schnittpunkt der beiden Pfeile die Hellmichhöhle

Aufn. Hein

Kalkwerk Tschirnhaus A.-G.

Verwaltung Siegnitz, Baumgartstraße 8, Betrieb Oberkauffung a. d. R.

Das Kalkwerk Tschirnhaus wurde am 1. 10. 1893 durch Major von Bergmann in Oberkauffung gegründet. In jene Zeit fiel der Bahnbau der Strecke Goldberg – Merzdorf, die als Vorbedingung für unser Unternehmen gelten mußte. 1893 erhoben sich die ersten Öfen über der entstehenden Bahnlinie. Um den Anforderungen des Marktes zu genügen, konnte das Werk sich ständig ausdehnen. Und heute verfügt das Kalkwerk über 10 Ringöfen, 4 Schachtöfen, 1 Hydratfabrik, 6 Mühlenanlagen, 1 Schotteranlage usw. Es beschäftigt in den 24 Brüchen am Kigelberg 320 und im benachbarten Seitenberg 120 Arbeiter. Die Gesamtbelegschaft besteht aus 720 Mann.

Außer dem sachlichen Zwecke der Förderung des Unternehmens hat die Werkleitung von Anfang an auf die Wohlfahrtspflege ihr besonderes Augenmerk gerichtet und kulturfördernd auf weitere Kreise gewirkt, so u. a. durch Errichtung eines Werkkrankenhauses, eines „Hauses der Betriebsgemeinschaft“, durch den Bau von Siedlungen mit zurzeit 300 Wohnungen für die Belegschaft und durch die Unterstützung der wissenschaftlichen Höhlenforschung.

W. Witschel



Museum des Riesengebirgsvereins zu Hirschberg i. Nsbg. Begründung 1889; Museumsgebäude errichtet 1912/13.

- Kirchliche Altertümer: Modell der Snadenkirche, Heiligenfiguren, Dachkreuze, Altarpredella aus der 1908 abgebrochenen Heiligengeistkirche u. a.
- Bürgerliche Kultur: Porträts, ältere Ansichten der Stadt und Umgebung von Hirschberg, Möbel, Ofen, Spiegel, Andenken aus Familienbesitz u. a.
- Patrizierhaus: Patrizierzimmer des 18. Jahrh. und Wiedermeierzimmer.
- Handwerk und Innungswesen: Innungsladen, Zinngeräte u. a.
- Gläserzeugung und -veredelung und Siegelsteingravierung: Ältere und moderne Gläser, Wälen (Venediger), Siegelabdrücke; Siegelschneider.
- Gebirgsbauernhaus mit Bauernstube.
- Treppenhaus: Kunstschmiedearbeiten und Waffen.
- Großer Saal: Dekorative Landschaftsbilder, Modelle von Talsperren, Autogramme, Stammbücher, Kleinschnitzereien, Schmuckgegenstände.
- Fremdenverkehr: Reliefs und Karten, Verkehrsmittel, Gaststätten u. a.
- Textilgewerbe: Schleierleinen- und Damastgewebe, Stickereien, Spitzen u. a.
- Bilder: Gebirgsbilder und Skulpturen.
- Garten: Laborantengärtchen, alte Bienenbeuten, Grabkreuze u. a.
- Die naturwissenschaftlichen Sammlungen im Nebenhause.
- Geöffnet wochentäglich, außer Freitag, von 9—12, 2—4,30 Uhr.
- Eintritt für Mitglieder d. RSB. 30 Pf., für Nichtmitgl. 50 Pf., Kinder 20 Pf.
- Zu ermäßigten Preisen geöffnet an Sonn- und Feiertagen 11—12,30 Uhr.
- Sonntag nachmittag und Freitag bleibt das Museum geschlossen.
- Schulen u. Vereine wollen ihren Besuch unter Angabe der Besucherzahl rechtzeitig b. Museum, Hirschberg i. Nsbg., Kaiser-Friedr.-Str. 28 anmelden. Erwachsene zahlen 20 Pf., Kinder 10 Pf.





BIBLIOTEKA GŁÓWNA

~~45~~

228072 / 1

18/3